

Yves Bellinghausen
aus Deutschland



Am Scheideweg

Stipendien-Aufenthalt in Äthiopien
vom 15. Januar bis zum 1. März 2020

Inhalt

1. Prolog
2. Wo ist die Euphorie?
3. Die Somali-Region: vom Krisenherd zum Vorbild
4. Ein Land desintegriert sich
5. Millionen auf der Flucht
6. It's the economy, stupid
7. Ein Land, zwei Wirtschaftsgeschichten
8. Der äthiopische Boden: fruchtbar, aber ungenutzt
9. Epilog

1. Prolog

Man soll ja vorsichtig sein mit dem Begriff *Wunder*, aber was da im Frühjahr 2018 in Äthiopien geschah, kann man guten Gewissens als ein politisches Wunder bezeichnen. Äthiopien befand sich damals schon seit Jahren in einer politischen Krise: Vor allem in Oromia, dem größten Bundesstaat des Landes, protestierte die Oromo-Volksgruppe seit Jahren, teilweise blutig.

Äthiopien, das muss man dazu sagen, ist wie viele Staaten Afrikas ein Vielvölkerstaat, aber selbst für afrikanische Verhältnisse besonders heterogen: Über 80 Ethnien leben hier, mindestens ebenso viele Sprachen sprechen die Äthiopier und nur Gott weiß, wie viele Naturreligionen es neben den beiden großen, Islam und dem Christentum, hier noch gibt. Dabei ist es nicht mal so, dass die großen Volksgruppen einer Religion zuzuordnen sind. Es gibt ebenso christliche Anhänger der Amhara-Volksgruppe, wie muslimische. Viele Oromo sind Christen und Muslime, aber im Süden Äthiopiens beten sie auch schon mal traditionelle Götter wie *Waaqa Tokkicha* an. Frei nach dem französischen Soziologen Jérôme Fourquet könnte man Äthiopien als 100 Millionen Einwohner großes Archipel bezeichnen: eine Gesellschaft, die durch Ethnien und Religionen in unzählige Gruppen zerklüftet ist, die wie kleine Inseln voneinander abgeschieden zu liegen scheinen.

Und die größte und gleichzeitig unzufriedenste Gruppe, das waren vor zwei Jahren eben die Oromo. Denn obwohl sie rund ein Drittel der Bevölkerung stellen und damit die größte Volksgruppe im Land bilden¹, wurden sie seit jeher marginalisiert. Schon die Staatsbildung Äthiopiens wird von vielen Oromo, die ihr traditionelles Siedlungsgebiet im Süden des Landes haben, als eine Kolonialisierung durch die nordäthiopischen Völker verstanden. Unter der Herrschaft des schrullig-autoritären Kaisers Haile Selassie, wurde die Kultur der Amharen, einem Volk aus dem Norden Äthiopiens, zur dominanten Kultur und noch heute ist Amharisch, die unbestrittene Lingua Franca in dem babylonischen Sprachenwarr Äthiopiens. Und seit dem letzten Staatsstreich, als die Äthiopier in den Neunzigern das kommunistische Derg-

¹ https://de.wikipedia.org/wiki/Central_Statistical_Agency

Regime wegputschten, werden sie von den Tigray angeführt – einem kleinen Volk aus dem Nordwesten des Landes, das seitdem an den zentralen Stellen von Äthiopiens Politik und Wirtschaft stand. Schon seit Kaisers Zeiten zählten in der äthiopischen Politik ethnische Zugehörigkeiten mehr als eigentliche politische Inhalte.

Und so war auch Abiy, als er vor zwei Jahren ins Amt kam, eigentlich nur als Zugeständnis an die Oromo gedacht, die sich endlich nicht mehr unterdrückt fühlen sollten, weil ja nun einer von ihnen regierte. Abiy, der schon als Jugendlicher der äthiopischen Armee und der diktatorischen Einheitspartei EPRDF beitrug und später den äthiopischen Internetgeheimdienst mitaufbaute, galt vielen als loyaler Parteisoldat, der die protestierenden Oromo ruhigstellen sollte und so das äthiopische Unterdrückungssystem stützen sollte.

Doch dann beginnt das Wundersame: Abiy, ein Mann von damals 41 Jahren, jüngster Staatschef Afrikas, gesegnet mit Charisma und Humor, setzt zu einer Art Staatsstreich von oben an: Er verspricht dem Land Demokratie und Wirtschaftswachstum. Er entschuldigt sich bei den Opfern der Verfolgung und verspricht, Opposition und Medien dürften ab sofort frei arbeiten. Und Abiy liefert auch: Schon in den ersten Monaten nach seiner Ernennung entlässt Abiy tausende politische Gefangene, er hebt die Sperre von Nachrichtenseiten und Blogs auf, er bittet die Exilopposition, die über die ganze Welt verstreut lebt, sie möge heimkommen und am Aufbau des neuen Äthiopiens mitarbeiten.² Abiy besetzt sein Kabinett gleichermaßen aus Männern und Frauen³ und Abiy fliegt nach Asmara, der Hauptstadt des Erzfeindes Eritrea und schließt einen Friedens- und Freundschaftsvertrag. Abiy scheint voller Tatendrang, die Äthiopier voller Euphorie für den Mann, der für Wunder im Stakkato-Takt sorgt, der mit jahrzehntealten Staatsdoktrinen bricht, Äthiopien öffnet und dem bitterarmen 100-Millionen-Einwohner-Land endlich Hoffnung zu machen scheint.

2. Wo ist die Euphorie?

² <https://www.theguardian.com/world/2018/jul/08/abiy-ahmed-upending-ethiopian-politics>

³ <https://www.bbc.com/news/world-africa-45881004>

Ich lande in Addis Abeba und bin bereit mir erzählen zu lassen, wie glorreich der Weg ist, den Äthiopien eingeschlagen hat. Ich suche mir ein Taxi und finde eins, auf dessen Heck direkt neben dem Toyota-Emblem ein Aufkleber prangt, der einen lächelnden Abiy vor rot-gelb-grünem Hintergrund zeigt. Als vor zwei Jahren Abiy gewählt wurde, da zogen sie zu Tausenden durch Addis Abeba, um ihren neuen Helden zu feiern – viele von ihnen mit dem Konterfei Abiys auf dem Shirt. Von *Abiymania* schrieb die internationale Presse damals. Aber der scheinbare Abiymaniac-Taxifahrer ist ganz und gar nicht euphorisch. Ja, den Abiy-Sticker habe er an sein Taxi geklebt. Nein, er sei kein Abiy-Fan. Was sich in den vergangenen zwei Jahren in seinem Leben verändert hat? „Nichts.“ Ob er Abiy wählen will? „Eher nicht.“ Wen dann? „Everyone shit“, sagt der schmallippige Taxifahrer, kassiert ab und sammelt die nächsten Fahrgäste ein. Da ist der Kioskbesitzer, der erzählt, er bete jeden Abend zu Gott, dass Abiy sich verschlucken und ersticken möge, da sind die Straßenhändler auf dem Meskel-Square – dem zentralen Platz von Addis Abeba – die vor zwei Jahren noch Zeugen wurden, als Tausende Äthiopier hier ihren neuen Helden feierten, aber wann sie zuletzt feiernde Abiy-Fans hier gesehen hätten? „Schon ein Weilchen her.“ Und da ist Yared Hailemariam.

Yared Hailemariam steht im vierten Stockwerk eines Bürogebäudes in Addis Abebas In-Bezirk Bole. Hailemariam ist Direktor der *Association for Human Rights in Ethiopia*. Schon seit Jahrzehnten beobachtet Hailemariam die Menschenrechtssituation in Äthiopien. Wenn es Konflikte im Land gab, dann schwärmte Hailemariam mit seinen Beobachtern aus und notierte, wer hier wen womit bedroht hat und ob jemand zu Schaden gekommen ist. Bis 2005, kurz nach der Wahl in Äthiopien. Damals hielt die diktatorische äthiopische Einheitspartei EPRDF Parlamentswahlen ab, die eigentlich als Beweis dafür gelten sollten, dass das Land demokratisch ist. Doch als sich abzeichnete, dass die EPRDF die Wahl verlieren würde, da stoppte sie einfach die Auszählung. Landesweit kam es zu schweren Protesten, in Addis Abeba starben rund 100 Menschen. Die Regierung ging damals mit Verhaftungswellen gegen die Opposition und gegen Menschenrechtsaktivisten vor. Auch Hailemariam sah sich damals dem Druck ausgesetzt und floh ins Exil nach Belgien. 13 Jahre lang lebte er in Brüssel – „wunderschöne Stadt“, sagt er immer wieder schwärmerisch – doch als 2018 Abiy Äthiopiens neuer starker Mann wurde und verkündete, jetzt würde Äthiopien endlich

frei und demokratisch werden, da kehrte er schnell zurück. Tatsächlich könne er so frei arbeiten wie nie zuvor in Äthiopien, sagt Hailemariam, er habe rein gar nichts zu befürchten, wenn er die Regierung kritisiere, sagt er.

Aber wenn man Hailemariam fragt, ob sich die Menschenrechtssituation verbessert habe, seitdem Abiy im Amt ist, dann antwortet er, ohne zu zögern: „Nein.“ Er denkt kurz nach und sagt dann: „Die Lage ist wesentlich schlimmer.“ Natürlich, bevor Abiy Ahmed ins Amt gekommen sei, habe die Regierung die Meinungsfreiheit mit Füßen getreten, Journalisten, Oppositionelle, Aktivisten und manchmal auch einfache Bürger, die zu kritisch dachten, verhaftet und in Gefängnissen gefoltert. Aber ohne die harte Hand des autoritären Regimes, eskaliert jetzt die ethnische Gewalt in Äthiopien. Auch unter dem alten Regime habe es immer wieder Spannungen zwischen den rund 80 Ethnien Äthiopiens gegeben, aber wenn es wirklich Ärger gab, dann kam der autoritäre Staat und hat für Ruhe gesorgt: zur Not mit Unterdrückung und Gewalt. Aber Abiy, klagt Hailemariam, habe Liberalität mit Passivität verwechselt. Der Staat überwache seine Bürger nicht mehr, aber dafür wäre er dann auch nicht da, wenn irgendein abgelegenes Dorf wieder von einer rivalisierenden Ethnie überfallen werde. Abiy hat seinen Äthiopiern die Meinungsfreiheit gewährt und die Exilopposition darum gebeten, wieder zurückzukommen.

Aber viele von denen, die da kamen, hatten nicht Abiys Philosophie der Einheit im Kopf. Viele von ihnen sind Scharfmacher und der bekannteste von ihnen ist Jawar Mohammed. Genau wie Hailemariam lebte auch Jawar lange Jahre im Exil. Doch Jawar ist bekannt dafür, ein „Oromo-Nationalist“ zu sein, also der Volksgruppe anzugehören, die die unzufriedenste war, bevor Abiy das Amt übernahm. Damals war Jawar noch ein großer Anhänger Abiys: Jetzt würde der erste Oromo-Ministerpräsident endlich *ihnen* mehr Geld, mehr Posten und mehr Macht zuschachern – so dachte Jawar. Aber dass Abiy Oromo ist, ist nur die halbe Wahrheit. Sein Vater ist Oromo, seine Mutter aber gehört der Volksgruppe der Amharen an. Seine Mutter ist Christin, sein Vater ist Oromo. Vielleicht betont Abiy deshalb immer wieder, dass er in allererster Linie Äthiopier ist, nicht Oromo.

Aus den ehemaligen Verbündeten, Jawar und Abiy wurden so Widersacher und Jawar begann, nur kurz nach seiner Heimkehr nach Äthiopien die größtenteils

perspektivlose Oromo-Jugend gegen Abiy und andere Ethnien aufzuhetzen. Aber nicht nur bei den Oromo hetzen diese einflussreichen Aktivisten, von denen viele nach der Liberalisierungsoffensive von Abiy nach Äthiopien zurückkehrten und seitdem den Hass schüren. „Abiy hat die politische Bühne für alle geöffnet“, sagt der Menschenrechtler Hailemariam und für viele ist jetzt die Zeit gekommen, alte Rechnungen zu begleichen. Abiy wollte ein neues Kapitel von Frieden und Demokratie aufschlagen, aber es gibt noch unzählige Konflikte unter den über 80 Ethnien Äthiopiens, die sich nicht einfach in Luft auflösen. Früher, sagt Hailemariam, da gab es den Konflikt zwischen der autoritären Regierung und den unterdrückten Bürgern. Heute gibt es unzählige Konflikte unter den Bürgern. Oder wie Hailemariam es akademischer ausdrückt: „Der vertikale Konflikt ist in den Hintergrund gerückt, dafür haben wir jetzt dutzende horizontale Konflikte.“

Nachdem Abiy ins Amt kam, war die Somali-Provinz, im Osten Äthiopiens, als eine der ersten von der ausufernden Gewalt betroffen. Sie ist flächenmäßig die größte Provinz Äthiopiens, aber extrem dünn besiedelt und unwirtlicher als der Westen des Landes. Nur kurz nachdem Abiy in Addis Abeba an die Macht kam, eskalierte hier im äußersten Osten des Landes, der mehrheitlich muslimisch bevölkert ist, die Gewalt. Kirchen brannten, Priester wurden ermordet. Doch dann setzte Abiy einen Menschenrechtler als Premierminister ein: Mustafa Muhammed Omer. „Und dann hörte die Gewalt auf“, sagt Hailemariam. Einfach so? „Ja, denn, die Bürger Äthiopiens sind gute Menschen. Unruhe gibt es nur, wenn ihnen Lügen eingeredet werden.“

3. Die Somali-Region: vom Krisenherd zum Vorbild

Ein paar Tage später fliege ich in die Somali-Region, um mir dieses äthiopische Best-Practice-Beispiel anzusehen. Gerade mal eine gute Flugstunde östlich von Addis Abeba, ein gutes Dutzend Kilometer von der Grenze zu Somalia entfernt, sind rund 99 Prozent der Bewohner Muslime und nur ein Prozent Christen. Der Flieger gleitet hinweg über die Schluchten östlich von Addis Abeba und langsam wandelt sich die Landschaft von grünlich zu rot-gelb sandig. Das Umland von Jijiga, der Provinzhauptstadt der Somali-Region ist dünn besiedelt, einige Wellblechdächer

schimmern silbern von oben, um sie herum betreiben Bauern Subsistenzwirtschaft. Vor dem Flughafen steige ich in ein Taxi, dessen Fahrer von Deutschland die Deutsche Welle („Great Radio“) und Adolf Hitler („Great States man“) kennt. Wir fahren am Palast des neuen Präsidenten vorbei, auch great, wie der Taxifahrer sagt und sich direkt darauf korrigiert: „No, the greatest of all time!“ Die anderen Gäste im Taxi, die auf der Rückbank sitzen, stimmen ihm jubelnd zu.

Es ist schwer, zuverlässige Aussagen darüber zu bekommen, wie beliebt Omer in der Somali-Region ist. Aber wenn man mit Menschen ins Gespräch kommt, dann sind die meisten wenigstens zufrieden. 2018 noch zogen hier wilde Mobs durch die Straßen, die Christen meuchelten. Heute ist die Stadt immerhin sicher. Und diejenigen, die für diese neue Sicherheit am dankbarsten sind, sind natürlich die Christen.

Nur ein paar hundert Meter von der Hauptstraße entfernt steht Pastor Melakus Kirche: die Full Gospel Church. Und was dem schmucklosen Bau aus Rohbeton an spiritueller Erhabenheit fehlt, das macht eine elektrisierte Kirchengemeinde wieder wett: Auf der Bühne steht ein junger Mann, Lederstiefel, enganliegende Jeans, Filashirt und singt mit zugekniffenen Augen, unterstützt von zwei Backgroundsängern, einem Keyboarder und einem DJ Popmusik mit eingängigen Rhythmen. Im Kirchensaal stehen ein paar Hundert Gartenstühle aus Plastik, doch kaum einer sitzt auf ihnen: Einige singen und klatschen mit, andere breiten die Hände aus wie Jesus am Kreuz und starren apathisch Richtung Kirchendach. Ein Mann, der gleich hinter dem Kinderbereich sitzt, kann nicht an sich halten und will es wahrscheinlich auch nicht: Bei einem Lied, das ihm offenbar besonders gut gefällt, springt er auf und reißt seine abgegriffene Bibel in die Luft: „Halleluja!!!“, schreit er – einige Erwachsene schreien zurück: „Halleluja!“, „Jesus!“. Das gefällt ihm und vom Jubel angestachelt fängt der Mann schreiend an, durch die Stuhlreihen zu tanzen, die Bibel immer hoch über dem Kopf.

Pastor Melaku, der sich während des Konzerts mit nüchternem Klatschen begnügt, schaut zu dem Mann in Ekstase hinüber, der noch immer durch die Stuhlreihen tanzt. Der Pastor schmunzelt und sagt: „Der empfängt immer eine ganz besondere Offenbarung“ und lässt dabei offen, ob er das jetzt ironisch meint. Gut eine Stunde

dauert diese Party, dann geht ein Mitglied der Gemeinde nach vorne und versucht den Saal zu beruhigen, damit der Prediger mit seiner Predigt beginnen kann, doch einige Gemeindeglieder wollen gar nicht aufhören, ihren Herren zu preisen. Der ekstatische Tänzer hat sich unterdessen erschöpft auf seinen Stuhl fallen lassen und wartet brav, dass es ruhiger wird im Saal und die Predigt beginnen kann. Doch auch Minuten nachdem die Kirchenband aufgehört hat zu spielen, jubelt die Gemeinde noch. Eine Frau, die schon aufgehört hat zu tanzen, sitzt auf ihrem Stuhl, hält sich die Bibel vors Gesicht und brüllt „JESUS“, „JESUS“, bis einige Gemeindeglieder den Arm um sie legen, um sie zu beruhigen.

Endlich kann der Prediger beginnen, er liest aus der Genesis vor und berichtet, wie Gott Abraham half, viele Kinder zu zeugen. Einige Gemeindeglieder machen sich Notizen. Pastor Melaku öffnet eine Bibel-App auf seinem Handy, damit ich den Text auf Englisch mitlesen kann. Bei Stellen, die Gemeindegliedern besonders gut gefallen, jubeln sie. „Halleluja“, rufen andere dann zustimmend. Zum Schluss spricht Pastor Melaku ein Gebet, untermalt von zurückhaltender Keyboardmusik. Nach zwei Stunden ist der Gottesdienst vorbei, man umarmt sich und strömt hinaus. Ab und an würden auch Muslime aus der Nachbarschaft konvertieren, erzählt Pastor Melaku. Und das obwohl Christen hier eine krasse Minderheit darstellen. „Weil sie von unserer Offenbarung hören“, sagt Pastor Melaku. Vielleicht gefällt ihnen aber auch einfach dieser Party-Gottesdienst.

Nach dem Gottesdienst setzt Pastor Melaku sich in das Kirchenbüro, ein fensterloser Kellerraum, wo schon Pastor Gashaw wartet, der Vorsitzender der evangelischen Kirche in Jijiga ist. Dass gerade die Somali-Region eine der ersten war, in der nur ein paar Monate nach Abiys Wahl die Gewalt eskalierte, war kein Zufall: Die Region, die dünn besiedelt und wenig entwickelt ist, war schon immer schwer zu kontrollieren. Addis Abeba ist weit weg und Somalia nur eine halbe Autostunde entfernt von Jijiga. Die Regierung in der Somali-Region sei korrupt und kriminell, sagt Melaku – Menschenrechtsaktivisten bestätigen das. Mitglieder der christlichen Gemeinde, die in der Regel auch einer anderen Ethnie angehören, als die hier dominierenden Somali, wurden in der Region schon immer diskriminiert. Wenn sie etwa aufs Amt gingen, um einen neuen Personalausweis zu beantragen, dann konnte es schon mal sein, dass ein Somali-Beamter sie gängelte. Aber Gewalt? „Damit hatten wir hier

eigentlich keine Probleme“, sagt Melaku. Die harte Hand der autoritären Zentralregierung. Doch dann kam Abiy in Addis Abeba an die Macht und hier in der Somali-Region, da wusste die korrupte Zentralregierung, dass ihre Tage an der Macht gezählt waren. Einige wollten den Anschluss an Somalia, andere einen unabhängigen Staat und der liberalen Zentralregierung in Addis Abeba drohte die Kontrolle über ihre Wüstenprovinz zu entgleiten. In Somali schürte die Lokalregierung den Hass gegen die Oromo, denen auch Abiy angehört. Und von den Oromo in Somali, sagt Pastor Melaku, waren viele Christen. Im August 2018 zündete eine radikale Jugendgruppe, die Heego, von der Lokalregierung angestachelt Kirchen an, sie ermordeten rund 30 Christen, darunter einige Pastoren, lokale Medien berichteten damals von Dutzenden Toten „Wir haben uns damals verschanzt“, sagt Pastor Melaku, „wir hatten Angst um unser Leben.“ Auch seine Kirche wurde von dem Mob gestürmt, sie klauten die Elektronik, die die Gemeinde für ihre Messen verwendet. „Vor anderthalb Jahren war es in Jijiga hochgefährlich, wenn die Leute wussten, dass du Christ bist.“

Addis Abeba wies die Lokalregierung in Jijiga an, die Christen zu schützen, doch die weigerte sich. Sie unterstützte die mordenden Jugendlichen sogar, einige dieser Heego kamen in Polizeiwagen zu den Kirchen, berichtet Pastor Melaku. Menschenrechtsaktivist Hailemariam bestätigt diese Schilderung. Schließlich entschied Abiy sich zu einem Schritt, der für seinen Regierungsstil ganz und gar untypisch ist: Er entsandte das Militär in die außer Kontrolle geratene Provinz und setzte den damaligen Lokalpräsidenten Iley ab. Der wurde nach Addis Abeba gebracht und vor Gericht gestellt. Mitglieder der Lokalregierung, Polizeichefs und die Anführer der radikalen Heego gingen ins Gefängnis. Abiy setzte den Menschenrechtsaktivisten Omer ein, dessen eigene Familienmitglieder von der ehemaligen Lokalregierung ermordet wurden. „Man kann ja nicht alle Leute ins Gefängnis schicken, die uns damals ermorden wollten“, sagt Pastor Melaku heute, „sonst wäre die Stadt leer.“ Aber das reichte. Heute ist die Somali-Region sicherer als die meisten anderen Regionen Äthiopiens. Der neue Lokalpräsident, der selbst auch der dominierenden Somali-Ethnie angehört, entschuldigte sich öffentlich bei den christlichen Gemeinden. Die Jugendlichen, die noch vor Wochen Kirchen niedergebrannt haben, wurden wieder zu friedlichen Bürgern, sobald ihre Anführer im Gefängnis saßen – ganz so als wären sie exorziert worden. „Es ist wie Tag und

Nacht“, sagt Pastor Melaku, „gestern noch wollten sie uns tot sehen, heute grüßt man sich wieder auf der Straße.“ Für all das brauchte Omer keinen Unterdrückungsapparat, wer will kann noch immer gegen Christen demonstrieren, solange er friedlich bleibt. Aber kaum einer will. Der ganze Hass der Somalis auf Christen: einfach dahin. Weil Omer, einer von ihnen, Versöhnung predigt. Viele glauben, dass hier die Lösung liegen kann: Nicht alle Menschen ins Gefängnis zu stecken, sondern nur die, die den Hass anstacheln. Öffentliche Entschuldigungen von Tätern und Opfer, die bereit sind zu verzeihen.

Doch bei Weitem nicht überall geht es so friedlich zu, wie in der wiederbefriedeten Somali-Region. Keine 50 Kilometer östlich von Jijiga liegt die Stadt Harar, die von der UNESCO als viertheiligste Stadt des Islam bezeichnet wird.⁴

Ich steige in einen Minibus, das Standard-Transportmittel in Äthiopien. Ein kleiner Zehnsitzer-Toyota, aber dank Plastikhockern und improvisierter Stehplätze können hier auch mal 15 Leute mitfahren. Unterwegs halten wir alle paar dutzend Kilometer an Checkpoints an. Manchmal kontrollieren einen Bewaffnete in Polizeiuniform, manchmal sind es Bewaffnete in Tarnuniform, manchmal sind es Bewaffnete in Warnwesten. In letzter Zeit hätten die Kontrollen hier deutlich zugenommen, sagt der Fahrer. Viele Bundesstaaten erhöhen ihre Sicherheitskräfte für den Fall, dass Äthiopien die Kontrolle entgleitet.

An einem Checkpoint, an dem wieder unser Gepäck durchsucht wird, steige ich aus und mache mit meinem Handy ein Foto. Sofort schreien die Bewaffneten: „Stop! Stop!“ Ein Mann im Arsenal-London-Trikot mit einem halbautomatischen Gewehr in der Hand springt von seinem Plastikstuhl hoch und rennt auf mich zu: „Delete!“ Ich gehorche und öffne hastig die Fotobibliothek auf meinem Handy, zeige dem Mann, der Özil auf dem Rücken seines Trikots stehen hat, wie ich das Foto lösche. Ich solle auch die Recycling-Datei löschen, verlangt er, aber ich weiß nicht, wo die auf meinem Handy ist. Özil nimmt mir mein Handy aus der Hand und sucht selbst, aber er findet den Recycling-Ordner auf meinem Handy auch nicht. „Ich glaube, auf iPhones gibt es keinen Recycling-Ordner“, sage ich schließlich schüchtern zu Özil, der sich mittlerweile monatealte Fotos auf meinem Handy anschaut. Özil ist bei

⁴ <https://whc.unesco.org/en/list/1189>

meinen Fotos schon im Monat Januar angekommen und öffnet ein Video, das mich beim Skifahren in Österreich zeigt. Auf dem Videoclip fahre ich gerade eine Piste hinunter, während ich irgendwas in die Kamera rufe. „What is this? Is that you?“, schreit Özil mich an. „Ja, ja“, antworte ich und versuche stotternd zu erklären, was ich da tue. „Are you German army?“, fragt er und ich bin mir nicht sicher, ob er mich zum Narren hält. Ein älterer Bewaffneter in Tarnuniform kommt dazu und schaut sich das Video an. Er sagt irgendetwas auf Oromo zu Özil. „Tourism in Europe“, stammele ich noch. Der Bewaffnete im Özil-Trikot schaut noch immer nicht ganz überzeugt, der Bewaffnete in Tarnuniform lacht und ich bekomme mein Handy wieder. Sie notieren sich noch meinen Namen und meine Personalausweisnummer, durchsuchen mein Gepäck, dann lassen sie mich ziehen. Ich solle das bitte nicht nochmal machen, sagt der Busfahrer. Ich gehorche.

4. Ein Land desintegriert sich

Ich komme in Harar an. Die Innenstadt von Harar ist ein Weltkulturerbe, weil ihre weißblauen Gassen an die arabischen Kasbahs erinnern. Auf dem Boden der Innenstadt sitzen viele Obdachlose und kauen Kath – ein stimulierendes Blatt, gewissermaßen das Kokablatt Ostafrikas. Verlässt man die Innenstadt, geht man vorbei an Wellblechhütten. In der östlichen Vorstadt treffe ich mich mit Pastor Andualem in der Full Gospel Church. Er hat einige Pastoren aus der Region versammelt. Sie erzählen von Übergriffen auf ihre Kirchen, weit draußen auf dem Land. Da würden Häuser von Christen abgebrannt oder Kirchen beschädigt, denn hier draußen war die staatliche Macht schon immer ein bisschen weiter weg, aber seit Abiy im Amt ist und die Bevölkerung nicht mehr flächendeckend überwacht wird, fühlen Radikale sich noch mehr dazu ermutigt, Minderheiten zu terrorisieren.

Dabei ist es keineswegs so, dass nur die Christen Opfer sind oder Muslime Täter sind: „Im Nordwesten zum Beispiel, da attackieren unsere christlichen Brüder die muslimische Minderheit“, sagt Pastor Andualem. Tatsächlich brennen in den christlichen Gebieten der Amhara-Region immer wieder Moscheen.⁵ Und in Haramaya, einer Universitätsstadt 20 Kilometer westlich von Harar, da weigern sich

⁵ <https://www.aljazeera.com/news/2019/12/ethiopian-muslims-protest-mosques-burned-191224141944689.html>

Oromo weiter gemeinsam mit Amharen in den Unterricht zu gehen. In einer Hotellobby in Harar treffe ich mich mit Omer, einem Universitätsdozenten von der Haramaya University. Er wolle sich nicht in der Nähe von der Uni mit mir treffen – das könne auffällig wirken, sagt er. Aber auch in Harar wirkt Omer fahrig. Er hält sich die Hand vor den Mund, während er redet und schaut sich immer wieder um. „Ich traue dem Mann da hinten nicht so ganz“, sagt er leise und nickt kaum merklich über seine linke Schulter. Da sitzt ein breitgebauter Mann, mit eindrücklichem Bart und schaut Champions League auf dem stummen Lobby-Fernseher.

„Abiy regiert nicht aufgrund seiner Ethnie“, sagt Omer, „sondern aufgrund der Verfassung.“ Viele seiner Oromo-Studenten würden das nicht verstehen. „Aber nicht, dass sie schlechte Menschen sind“, will Omer gleich klarstellen. Vielmehr würden sie von ihren Oromo-Eliten aufgewiegelt. Eliten wie Jawar Mohammed.

Die Stimmung wurde von Monat zu Monat schlimmer. Erst fing es damit an, dass Studenten, die keine Oromo waren, gehänselt wurden. Doch an immer mehr Orten im Land eskaliert die Gewalt. Omers Frau und seine beiden kleinen Kinder leben in Addis Abeba. Der Multikulti-Metropole, in der man viele Jahre nie nach seiner Ethnie gefragt wurde. Aber auch das ändert sich, erzählen viele Menschen in der Stadt. Omer pendelt zwischen Addis Abeba und seiner Universität, die zehn Autostunden entfernt ist. Seine Familie hierherholen? „Niemals, das ist viel zu unsicher“, sagt er. Auch er kommt nicht gerne hierher, denn er ist Amhare und die Universität liegt in der Oromo-Region. „Heutzutage ist es nicht mehr schön, hier als Amhare zu arbeiten, aber noch viel weniger zu wohnen.“ Darum pendelt er mehrmals im Monat zwischen seiner Universität und dem multiethnischen Addis Abeba hin und her. Aber auch das ändert sich in diesen Tagen. Das Klima wird rauer, das sagt nicht nur Omer, sondern viele Einwohner von Addis Abeba.

Eines Morgens, es war im Oktober, als Omer in seine Universität fuhr, um über Umweltingenieurwesen zu referieren, da war sein Seminarraum leer. Omer schaute nach, ob er sich im Raum geirrt hatte, doch er war richtig, also wartete er: zehn Minuten. 20 Minuten. Nach einer halben Stunde ging er. Am nächsten Tag das Gleiche. Auch anderen Lehrern ging es so, bis sich schließlich herausstellte: Die Oromo-Studenten wollten nicht mehr mit anderen Ethnien zusammen studieren. In

der nächsten Woche kamen sie dann doch wieder in die Uni, aber mitten in der Vorlesung standen einige Oromo-Studierende auf und verlangten, dass Studenten anderer Ethnien den Unterricht verlassen sollten. Manche Professoren ließen die radikalen Oromo gewähren und so mussten Amhara-Studierende die Vorlesung verlassen. Dann wieder erschienen Studierende aus Protest nicht. „Ich kann eigentlich keinen Unterricht mehr machen.“ Eines Morgens – wieder weigerten sich Studenten, miteinander in die Vorlesungen zu gehen – kamen die Sicherheitskräfte der Universität, und wollten Studenten mit Gewalt in die Vorlesung zwingen, da eskalierte die Lage. Studenten wehrten sich, Sicherheitskräfte setzten Tränengas ein, so berichtet es Omer. Mittlerweile findet der Unterricht wieder statt – unter Androhungen, dass die Studenten, die sich jetzt weigern, auf Lebenszeit exmatrikuliert würden. „Aber keiner weiß, was morgen passiert.“

Plötzlich stoppt vor dem Hotel ein weißer Toyota-Pickup, auf der Ladefläche ein gutes Dutzend Bewaffneter. Noch bevor der Toyota zum Stehen kommt, springen die Männer von der Ladefläche und marschieren mit ihren umgehängten Sturmgewehren in das Hotel. Omer wendet sich ab, als die Bewaffneten an ihm vorbeigehen. Sie öffnen einen Vorhang, der die Bar von einem Hinterzimmer abschirmt und gehen allesamt hindurch. In Harar gehören schwer bewaffnete Soldaten zum Straßenbild, mehr noch als in Addis Abeba. Erst in der letzten Woche haben Demonstranten hier die Stadt mit Straßenbarrikaden abgeriegelt, aus Protest, weil Muslime wiederum im Westen des Landes misshandelt werden. „Ich muss jetzt los“, sagt Omer konspirativ. „Wir sprechen uns in Addis“, schiebt er hinterher und geht zügig aus dem Hotel in die Nacht hinein. Später wird Omer auf Telefonanrufe nicht mehr reagieren, das sei nicht mehr sicher für ihn, schreibt er entschuldigend in einer SMS.

Im Hinterzimmer, wo die Bewaffneten reingegangen sind, sitzen sie jetzt, manche haben ihre Gewehre auf die Stühle neben sich gelegt, und verschlingen Brathähnchen. Der Mann mit dem stattlichen Bart, dem Omer nicht so ganz traute, ist der Hotelbesitzer, wie sich herausstellt. Er verköstigt die Soldaten, die gerade ihren Abschluss an der örtlichen Polizeiakademie feiern. In letzter Zeit würde er häufiger solche Graduiertenklassen bei sich haben, die lokale Polizei würde mit Leuten ihrer eigenen Ethnie aufrüsten, um für einen Konflikt gewappnet zu sein. „Es ist wie mit den Hutu und den Tutsi in Ruanda, bevor dort der Bürgerkrieg losbrach“, sagt er. Nur

dass Äthiopien über 80 Volksgruppen hat und 100 Millionen Einwohner. Die Lage ist unübersichtlicher. Die äthiopischen Ethnien sind verteilt, große Ethnien, wie die Oromo oder die Amharen haben ihre eigenen Bundesstaaten, aber in dem südwestlichen Bundesstaat „Region der südlichen Nationen, Nationalitäten und Völker“ leben rund 50 verschiedene Völker. Erst im Oktober entscheiden die Sidama, eine Ethnie in der „Region der südlichen Nationen, Nationalitäten und Völker“, sich von der Region lossagen zu wollen und damit die zehnte Provinz Äthiopiens werden zu wollen.

Zurück in Addis Abeba treffe ich mich mit Zemelak Ayale, einem Politikwissenschaftler für Föderalismus an der Universität von Addis Abeba. Der Uni-Campus liegt ganz im Norden der Stadt, hinter hohen Mauern. Am Eingang müssen Besucher ihren Personalausweis hinterlegen, um auf den Campus zu dürfen. Zemelak sitzt an einem massiven Holzschreibtisch, auf dem eine kleine äthiopische Flagge steht. Die Sache sei widersprüchlich, sagt er: Zum einen könne man den Föderalismus in Äthiopien für die Gewalt, die in den vergangenen zwei Jahren eskalierte, mitverantwortlich machen. Andererseits, sagt er, sei es unter den Äthiopiern weitestgehend unbestritten, dass das extrem heterogene Äthiopien nur als föderaler Staat bestehen könne.

Das war nicht immer so: Unter Haile Selassie etwa, war der äthiopische Staat straff auf den hoheitlichen Palast in Addis Abeba zugeschnitten. Und als die Derg in den 70ern Haile Selassie von der Macht wegputschten, da betonten sie zwar die Gleichwertigkeit der äthiopischen Ethnien. Aber wenn man eine Universität besuchen wollte oder vor Gericht stand, dann musste man in der Regel amharisch sprechen: also die Sprache der Amharen, die bis heute Lingua Franca in Äthiopien ist. „Von Ethnien wurde damals nicht viel geredet“, erzählt Zemelak. Der sozialistischen Militärjunta waren ethnische Identitäten grundsätzlich suspekt, denn sie sah hier die Gefahr von Fliehkräften.

Erst als Äthiopien 1991 in einer von dem nordäthiopischen Volk der Tigray angeführten Revolution das sozialistische Derg-Regime überwarf, da war ethnische Selbstbestimmung ein zentrales Anliegen der neuen autoritären Einheitspartei EPRDF. „Vor allem ging es dabei zunächst um Sprache“, sagt Zemelak. Vor Gericht

durfte man jetzt zum Beispiel in seiner Heimatsprache vorstellig werden. „Aber die Menschen kamen auf den Geschmack und begannen sich immer mehr mit ihrer eigenen Ethnie zu identifizieren“, sagt er. Die Büchse der Pandora war geöffnet und es begann ein Prozess, den Zemelak als *nationale Desintegration* beschreibt.

Auch Zemelak glaubt, dass Äthiopien nur als föderaler Staat bestehen könne, nur werde der Föderalismus in Äthiopien schlecht ausgestaltet: Die Grenzen der neuen Bundesstaaten wurden entlang ethnischer Linien gezogen. Außerdem waren manche von ihnen, wie Oromia, so groß, dass sie zu einem *Staat im Staat* wurden, kritisiert Zemelak. „Viele Leute begannen in der Zeit, sich eher mit ihrer Ethnie zu identifizieren, als mit dem äthiopischen Staat.“ In Regionen, wo die traditionellen Siedlungsgebiete einzelner Völker aneinandergrenzen, da kam es immer mal wieder zu Übergriffen. Aber jetzt waren diese Menschen nicht einfach mehr rassistische Kriminelle, sondern politisch motivierte Gewalttäter.

Auch die EPRDF reagierte damals und schlug ethnisch motivierte Gewalt brutal nieder. Doch Abiy hat sich entschieden, einen anderen Weg zu gehen. Abiy will Proteste nicht einfach blutig niederschlagen und kritischen Stimmen den Mund verbieten. „Er glaubte, eine Demokratie müsse das alles aushalten“, sagt Zemelak. Dabei habe er den ethnischen Hass unterschätzt, der schon seit Jahrzehnten da war und sich jetzt ohne die autoritäre Hand des Regimes Bahn bricht.

Die äthiopische Regierung sperrte viele politische Aktivisten als Terroristen ins Gefängnis oder verjagte sie ins Exil – die meisten von ihnen zu Unrecht. Aber unter den politischen Verfolgten, erzählt Zemelak, waren eben auch jene, die politisches Kapital aus der zunehmenden ethnischen Identifikation schlagen wollten. Jawar Mohammed war einer von ihnen, aber auch die Sidama-Funktionäre, die ein erfolgreiches Unabhängigkeitsreferendum in der Sidama-Region durchsetzten. Manche Leute sagen, Äthiopien könne dieser Tage zerfallen, wie einst Jugoslawien. „Nur teilt Äthiopien eine längere gemeinsame Geschichte und die äthiopischen Ethnien leben in viele Regionen vermischt.“ Äthiopien könne man nicht mehr auseinandernehmen. „Zusammen bleiben ist schlecht, aber auseinanderbrechen wäre schlimmer.“

Die stärksten Fliehkräfte hat derzeit wahrscheinlich Oromia, der Oromo-Bundesstaat, der genau im Zentrum Äthiopiens liegt und die äthiopische Multi-Kulti-Hauptstadt Addis Abeba umgibt. Oromia aus Äthiopien herauszulösen, wäre in etwa so, als würden NRW, Hessen und Bayern gemeinsam aus der Bundesrepublik austreten. Aber das hält die Oromo-Nationalisten nicht davon ab, den Oromo einzureden, eine Unabhängigkeit könne all ihre Probleme lösen. Die radikalsten Oromo-Nationalisten, sind die Kämpfer von der Oromo-Liberation-Front, die teilweise von Washington, Asmara und Berlin aus den Kampf gegen den äthiopischen Staat koordinierten, denn das alte Regime sah die Oromo-Liberation-Front als Terroristen an und zwang sie ins Exil. Aber Abiy absolvierte auch sie und schloss einen Friedensvertrag mit der Oromo-Liberation-Front.⁶ Heute scheint sich das als Fehler herauszustellen, denn obwohl der Friedensvertrag den bewaffneten Kampf untersagte, konnte die Oromo-Liberation-Front die neugewonnene Meinungsfreiheit dazu nutzen, um mit Gerüchten und Fake-News die Stimmung in Oromia weiter anzuheizen. Schon bevor Abiy ins Amt kam, war die Stimmung hier gereizt, immerhin waren es vor allem die Oromo, die sich als chronisch unterdrückte Volksgruppe wahrnehmen, die mit ihren jahrelangen blutigen Protesten den Quasi-Zusammenbruch des äthiopischen Unterdrückungssystems erzwangen – an dessen Ende Abiy Ahmed seinen Bürgern ungeahnte Freiheiten gab: Meinungsfreiheit, Pressefreiheit und leider auch: die Freiheit, Gerüchte zu streuen, die in diesen angespannten Tagen schnell die Lage im Land eskalieren lassen.

5. Millionen auf der Flucht

Dienstag, der 22. Oktober 2019: Seit Monaten nehmen die Spannungen zwischen den ehemaligen Oromo-Verbündeten Abiy Ahmed und Jawar Mohammed zu. Jawar beschuldigt Abiy, die Oromo verraten zu haben und an diesem Dienstag, da warnte Abiy Jawar öffentlich davor, weiter Unruhe zu stiften. Als Jawar an diesem Abend zu Bett geht, da glaubt er, die Polizei würde sein Haus umstellen. Oder vielleicht behauptet er es auch nur (die Regierung wies das später als Gerücht zurück) – jedenfalls postet Jawar es auf Facebook, wo er rund anderthalb Millionen Follower

⁶ <https://www.africanews.com/2018/08/07/ethiopia-govt-agrees-peace-deal-with-ex-terror-group-based-in-eritrea/>

hat und löst sogleich in der gesamten Oromo-Region den Ausnahmezustand aus.⁷ Am nächsten Morgen brechen Demonstrationen in der gesamten Region aus.

Als Herr Demeke an diesem Morgen davon hört, dass in Oromia mal wieder Unruhe ausgebrochen ist, da denkt er sich nicht viel dabei, irgendwo ist schließlich immer Ärger. Herr Demeke ist Physik-Lehrer an der Schule und betreibt ein Hotel mit 16 Betten in der kleinen Provinzstadt Dodola im Süden der Oromia-Region und für heute hat er sich vorgenommen, ins rund 100 Kilometer entfernte Hawassa zu fahren, um dort ein paar neue Arbeiter für sein Hotel abzuholen. Außerdem wohnt seine Tochter in Hawassa, sie arbeitet dort als Schwester im lokalen Krankenhaus und vielleicht hat sie noch Zeit für einen kurzen Kaffee mit ihrem Vater. Doch als Herr Demeke in Hawassa ankommt, da ruft ihn plötzlich seine Frau, Birke Alemnaw, aus Dodola an: Die Stadt sei voll von Queerroo. Queerroo – auf Oromo bedeutet es Junggeselle – so nennen sich radikale, junge Oromo, die sofort auf die Straßen strömen, um zu demonstrieren, wenn Oromo-Anführer ihnen einen Grund dazu geben. Und manchmal, wenn keine Sicherheitskräfte einschreiten, dann sind die Queerroo auch ein Lynchmob.

50.000 von ihnen strömen nach Dodola, einem Städtchen, das bei der letzten Volkszählung 2005 nicht mal 25.000 Einwohner hatte. Sie ziehen durch die Stadt, sie zerstören Kirchen (in der Region um Dodola sind die meisten Oromo genau wie Jawar Muslime), sie plündern Geschäfte und sie brechen in Häuser ein, von denen sie wissen, dass dort Familien leben, die keine Oromo sind.

Herr Demeke ist Amhara. Geboren und aufgewachsen ist er in der amharischen Großstadt Gonder, einer Großstadt in der Amhara-Region, unweit der Quelle des Blauen Nils. Aber 1981, da zog Herr Demeke nach Dodola – weil die Bezahlung dort besser war, wie er sagt. Für ein paar Jahre zog er mal weg aus Dodola, in eine Kleinstadt in der Nähe, aber eigentlich habe er sich dort immer wohlfühlt, erzählt er. Das habe sich erst in den 90ern geändert, sagt er, als die sozialistische Militärjunta aus dem Land gejagt wurde und die EPRDF übernahm. Wie Föderalismus-Professor Zemelak sagt auch Herr Demeke: Seitdem haben die Spannungen zugenommen. In seiner Schule etwa, wo er Physik unterrichtet, da

⁷ <https://www.aljazeera.com/news/2019/10/ethiopia-youth-gather-jawar-mohammed-house-show-support-191023135139619.html>

seien Kinder, die keine Oromo waren, gemobbt worden. Aber richtig schlimm sei es erst in den vergangenen zwei Jahren geworden: „Seitdem schiebt den radikalen Oromo keiner mehr einen Riegel vor“, sagt er. Anfeindungen wurden mehr, ab und an auch mal Übergriffe. Und jetzt das: 50.000 fanatische Queerroo marschieren durch Dodola.

Also steigt Herr Demeke wieder in seinen Geländewagen und will nach Hause fahren, doch da bekommt er einen Anruf: Ein Oromo-Anführer sagt ihm: Wenn er in die Stadt zurückkomme, dann würden sie ihn ermorden. Jahrzehntlang lebte Herr Demeke in Dodola, doch als er an diesem Mittwochmorgen nach Hawassa fuhr, da sollte es das letzte Mal sein, dass er seine Wahlheimat sah. Bis heute ist er nicht mehr zurückgekehrt.

Ständig telefoniert er an diesem Tag mit seiner Frau, die mit den Kindern und drei Neffen in Dodola festsitzt. Das Hotel haben sie längst geschlossen und abgeriegelt, Demonstranten werfen Steine gegen die Fassade, da draußen brodeln die Hass. Doch plötzlich bricht die Leitung ab. Wenn es kritisch wird, dann schaltet die äthiopische Regierung das Telefonnetz oder das Internet ab. Herr Demeke weint: Er sitzt in Hawassa fest und kann nichts tun. Nach zwei Stunden endlich die erlösende Nachricht: Seine Frau, seine fünf Kinder und seine drei Neffen konnten zu ihrem Nachbarn fliehen: einem muslimischen Oromo, der sie versteckt. Drei Tage lang harren sie dort aus, bis Sicherheitskräfte wieder Frieden in Oromia herstellen können. Herr Demeke kann seinen alten Freund, den Vizepolizeichief der Stadt überreden, dass er seine Familie nachts bei seinem Nachbarn abholt und ins Kirchenasyl bringt. Zwei Kirchen gibt es in Dodola, die in diesen Tagen 4.700 Menschen beherbergen, die vor den Queerroo Schutz suchen. Dort blieben sie noch rund drei Wochen, bis Herr Demeke, der die ganze Zeit über bei seiner Tochter in Hawassa unterkommt, einen Fahrer findet, der für einen horrenden Preis bereit ist, seine Familie aus Dodola herauszuschmuggeln. Seitdem leben sie alle in Hawassa, bei Herrn Demekes Tochter. Ihr Hotel in Dodola: Zerstört, ausgebrannt, geplündert. „Sogar das Dach haben sie abgetragen“, sagt er.

Herr Demeke hat den Schaden errechnet: 3.136.136 Birr – rund 86.000 Euro. Er wendet sich an die Stadtverwaltung und fordert Schadensersatz, doch die lehnen

sein Gesuch ab. Herr Demeke schließt sich mit anderen Geschädigten zusammen: 120 Millionen Birr fordern sie für das, was die Queerloo zerstört haben.

Sie fahren nach Addis Abeba und bitten die Friedensministerin um Entschädigung, doch die hat keine Zeit.

Sie bitten Abiy um Entschädigung, doch eine Mitarbeiterin lässt ausrichten, das sei nicht seine Verantwortung.

Sie bitten die Lokalregierung von Oromia um Entschädigung, doch die sagen, sie hätten kein Geld.

Und so leben Herr Demeke, seine Frau, Kinder und Neffen von seiner Rente und dem Geld, was seine Tochter als Krankenschwester verdient. Früher, da war er ein reicher Mann. Heute lebt er als Binnenflüchtling im Gästezimmer seiner Tochter. Als er seine Geschichte erzählt, sitzt er in einem Kaffee im Zentrum von Hawassa, über ihm blühen lila die Palisanderholzbäume. Die Stadt hat einen großen See mit Nilpferden und zwei Ressorts, in denen die Oberschicht von Addis Abeba gerne ihre Wochenenden verbringt. Hier in Hawassa ist es gerade friedlich und Herr Demeke und seine Familie müssen wenigstens nicht um ihr Leben fürchten. Vorerst.

Denn auch in Hawassa werden die Fliehkräfte größer, seitdem Abiy im Amt ist. Eigentlich gehört die Stadt zu dem Bundesstaat mit dem sperrigen Titel: „Region der südlichen Nationen, Nationalitäten und Völker“. Doch die größte Volksgruppe hier, die Sidama, die rund um Hawassa leben, wollen aus der „Region der südlichen Nationen, Nationalitäten und Völker“ austreten und der zehnte äthiopische Bundesstaat werden und als sie im November 2019 ein Referendum darüber abhielten, musste das von einem großen Aufgebot an Sicherheitskräften geschützt werden. Denn schon im Juli starben 17 Menschen bei Hawassa, als Angehörige der Sidama-Volksgruppe für mehr Autonomie demonstrierten.⁸ Und auch die Sidama haben ihre radikale Jugendgruppe: die Ejeto.

⁸ https://www.aljazeera.com/news/2019/07/ethiopia-17-killed-violence-sidama-autonomy-190720170914800.html?utm_source=website&utm_medium=article_page&utm_campaign=read_more_links

Herr Demeke und seine Familie gehören einer Gruppe an, die in den letzten Jahren rasant zugenommen hat: Binnenflüchtlinge. Im Moment überlegt er, nach Gonder zurückzukehren, seiner Heimatstadt in der Amhara-Region. „Wirklich sicher bist du in Äthiopien eigentlich nur da, wo du selbst der Bevölkerungsmehrheit angehörst“, sagt Demeke. Es gibt viele Leute, nicht nur in Oromia, die das dieser Tage so sehen. Andere Leute sagen, in Addis Abeba sei man sicher. Denn obwohl Addis Abeba innerhalb der Oromo-Region liegt, ist sie ein eigener regionaler Stadtstaat – ähnlich wie Berlin in Deutschland und die Bürger von Addis Abeba sind stolz darauf. Zwar beanspruchen die Oromo Addis Abeba für sich, weil es in ihrem Siedlungsgebiet liegt, aber die stolzen Bürger von Addis Abeba können über solche Anmaßungen nur schmunzeln. Keine äthiopische Ethnie kann Addis legitimerweise für sich beanspruchen. Addis ist die äthiopische Multikulti-Stadt, in der alle Ethnien des Landes vertreten sind. Als ich einmal in einem Geschäft von Ethio Telecom saß – dem nationalen Mobilfunkmonopolisten – da kam ich mit dem Ladenmanager ins Gespräch. Er sagt mir: „Für uns Äthiopier ist Addis Abeba das, was für Menschen aus dem Westen New York ist.“ Addis Abeba sei ein Schmelztiegel, in dem nicht zähle wo du herkommst, sondern was du kannst, sagt er. *„If you can make it here, you can make it anywhere“*, sagt er. Jungs aus der Provinz kommen hierher, weil sie hoffen, sich hocharbeiten zu können. Unzählige Kinder stehen auf den Straßen und wollen für ein paar Cent Schuhe putzen. Aber wie in New York schaffen es auch hier die meisten nicht, weil es ja dann leider doch überall darauf ankommt, wo man herkommt. Und so sieht man auf den Straßen von Addis Abeba oft Jungs, die Drogen konsumieren. Und manchmal sieht man Menschen in Lumpen regungslos am Straßenrand liegen, mit dem Gesicht auf dem Beton. An den großen Straßenkreuzungen stehen zu jeder Tageszeit Bettler und klopfen an die Scheiben. Besonders beliebt sind die großen, weißen Toyota-SUVs, denn in denen sitzen die Mitarbeiter von UN oder NGOs oder Botschaften.

Europäer nennen Addis Abeba manchmal das Brüssel von Afrika, weil die Afrikanische Union hier sitzt. Darüber hinaus ist Addis Abeba einer der größten UN-Standorte der Welt, und sogar Bayern hat hier abseits der Deutschen Botschaft eine Landesvertretung aufgebaut. Die nationalen Botschaften indes sind hier riesig, auch weil sie in Addis Abeba den Kontakt zur Afrikanischen Union pflegen. Die Italiener etwa haben in ihrer Botschaft einen eigenen Reitstall und bei den Briten treffen sich

morgens gerne Expats, um Yoga zu machen. Ein guter Teil des kulturellen Lebens der Oberschicht von Addis Abeba spielt sich in Hotels ab – auch weil viele Wohlhabende in der Stadt Ausländer sind. So kann es passieren, dass man abends zur *Ethiopian Jazz Night* geht – die haben sich in den letzten Jahrzehnten zu einem festen Teil der Stadtkultur entwickelt – und am Tisch neben einem drängen sich ein paar Anzugträger um den finnischen Botschafter. Addis Abeba eine Stadt der Gegensätze zu nennen, wäre zu platt.

Vielmehr ist Addis Abeba eine Stadt, die von der Globalisierung geprägt ist – sich mal mit ihr vermengt und mal doch nur außen vor bleibt: Die Stadt ist dominiert von Wellblechhütten, aber im Wirtschaftsboom der vergangenen Jahre sind zwischen den Wellblechhütten Hochhäuser aus dem Boden geschossen: Klar, in manchen Vierteln mehr als in anderen. Aber noch immer stehen Konzernzentralen und Ministerien neben Wellblechsiedlungen. Hier in Addis Abeba gibt es kaum Gated Communities, wie sie in den meisten afrikanischen Metropolen dazugehören, auch wenn sich das bald ändern wird. Überall in der Stadt stehen kleine Kaffeestuben – meistens bestehen sie nur aus einer Plastikplane, die über ein paar Holzpfähle gespannt ist. Der Kaffee kostet hier so gut wie immer fünf Birr (15 Cent), aber hier sitzen auch Anzugträger, während sie auf ihren Smartphones telefonieren. Andererseits werden die internationalen Viertel von Addis Abeba – im Wesentlichen sind das Bole und Kazanchis – von Nato-Stacheldraht dominiert.

Die Vereinten Nationen zum Beispiel haben für ihre Büros einen Campus gebaut, den man eigentlich schon als Gated Community bezeichnen kann. Hohe Mauern, Sicherheitspersonal ohne Ende, Metalldetektoren, Röntgengeräte, in die man auch seinen Notizblock legen soll und natürlich müssen Gäste ihren Reisepass hinterlegen, solange sie sich auf dem Gelände aufhalten. Dafür bekommt man dann eine Anklippkarte („Zu jeder Zeit gut sichtbar tragen!“), mit der man sich frei auf dem Campus bewegen kann. Hinter den Mauern verteilen sich die UN-Büros auf verschiedene Hochhäuser. Dazwischen: perfekt gepflegter Rasen und geteerte Straßen. Und ein riesiger Parkplatz, auf dem all die weißen SUVs stehen, mit denen UN-Mitarbeiter bevorzugt fahren. Dazu eine eigene Tankstelle und – wie ein Wachmann mir stolz berichtet – im Untergeschoss gebe es sogar eine eigene

Waschanlage; was eigentlich nicht verwundert, denn noch nie habe ich in Addis einen schmutzigen UN-SUV gesehen.

Im Kongo-Gebäude, einem der Hochhäuser auf dem UN-Campus, sitzt in einem Besprechungsraum Malda Nadew. Die Fenster sind offen, der Besprechungsraum liegt auf der Südseite, es ist warm und Malda Nadew knallt die Sonne ins Gesicht, aber das scheint sie nicht zu irritieren. Malda Nadew wirkt wie eine Frau, die die Ruhe behalten kann. Muss sie auch, denn sie ist Analystin für OCHA, der UN-Organisation, die humanitäre Hilfe koordiniert und für Binnenflüchtlinge zuständig ist, für Leute also, wie Herrn Demeke.

Malda Nadew steht von ihrem Sonnensitz auf und geht zu einer Karte, die an der Wand hängt. Auf der Karte ist Äthiopien eingezeichnet und seine bislang neun Regionalstaaten. Sie fährt mit dem Finger an den Grenzen der Regionalstaaten entlang, wo Amhara an Oromia und Oromia an Somali und Somali an Afar grenzt. „Hier kommen viele Binnenflüchtlinge her“, sagt sie dabei und: „Hier gab es viele Überfälle.“

Besonders gelitten, sagt Nadew, haben bislang die Äthiopier, die dort leben, wo die Siedlungsgebiete von einzelnen Ethnien aneinandergrenzen. Besonders ländliche Regionen seien betroffen. Regelmäßig würden dort Dörfer überfallen und das Täterprofil ist immer dasselbe: jung, männlich, bewaffnet. Im besten Fall rauben sie nur. Oft morden sie. Manchmal vergewaltigen sie. „Zur Einschüchterung“, sagt Nadew. Und das wirkt: Denn die meisten Binnenflüchtlinge in Äthiopien sind zwar noch keine direkten Opfer von den Übergriffen geworden, sondern sie fliehen, weil sie gehört haben, dass Nachbardörfer überfallen worden sind oder weil sie Drohungen erhalten haben. „Es herrscht ein Klima der Angst“, sagt sie.

Über drei Millionen Binnenflüchtlinge gibt es im Moment in Äthiopien, mehr als in jedem anderen Land der Welt.

„Wenn ich ganz ehrlich bin, dann überfordert uns diese Situation“, sagt Nadew. Man habe zwar viel Erfahrung mit Flucht innerhalb von Äthiopien, sagt sie, aber früher, da seien die meisten Äthiopier eben vor der Trockenheit geflohen, aber mit diesem sprunghaften Anstieg von Conflict-IDPs habe niemand gerechnet. Conflict-IDPs, so

nennen Fachleute Menschen, die vor Gewalt fliehen müssen. „Noch vor zwei Jahren hatten wir kaum Conflict-IDPs, aber seitdem Abiy im Amt ist, explodieren die Zahlen.“ Und kaum eine Organisation war vorbereitet, sodass – das sagt Nadew selbst – die meisten Binnenflüchtlinge unter schlechten Bedingungen leben. In Camps, in denen Krankheiten kursieren, es keine Schulen für Kinder und keine Arbeit für Erwachsene gibt. Viele Flüchtlinge, erzählt Nadew, würden Zuflucht in ihren Heimatprovinzen suchen, aber Äthiopien ist ein armes Land und die Gastfreundschaft ende oft dann, wenn wegen der vielen Flüchtlinge die Alteingesessenen zurückstecken müssen, erzählt sie. Es sei nur eine kleine Zahl von Binnenflüchtlingen, die das Glück haben, bei Verwandten unterkommen zu können – wie Herr Demeke und seine Familie.

„Der Schaden, der für Äthiopien entsteht, ist unermesslich“, sagt sie: wirtschaftlich, gesellschaftlich und vor allem persönlich. „Aber das hier ist wie eine Therapie“, sagt sie dann noch. „Das alles hier ist ein schmerzhafter Prozess, aber wenn das der Preis ist, den wir für die Freiheit zahlen müssen, dann bin ich bereit.“ Am Ende könne ein besseres Äthiopien stehen, sagt sie. „Vielleicht trifft es auch mich ganz persönlich“, sagt sie, „aber ich habe drei Kinder und ich will, dass sie in einem anderen Äthiopien aufwachsen als ich selbst.“

„Wir haben keine Erfahrung mit Demokratie und Meinungsfreiheit“, sagt Nadew, „dafür hatte unser Land aber unzählige ungelöste Konflikte, als Abiy übernahm.“ Viele gebildete Menschen in den urbanen Zentren sehen das so: Demokratie muss geübt werden, alte Konflikte vorher befriedet werden und vor allem – *it's the economy, stupid* – bieten die Armut und Perspektivlosigkeit der extrem jungen Bevölkerung Äthopiens den idealen Nährboden für den Hass, den einige wenige Anführer sähen. Dass es gerade die Oromo sind, die Jawar Mohammed so erfolgreich aufpeitschen konnte, liegt daran, dass hier, wo vor zwei Jahren die Hoffnung am größten war, heute auch die Enttäuschung am größten ist – denn natürlich hatten sich hier viele auch erhofft, dass jetzt endlich mal ein bisschen Wohlstand bei ihnen ankommt.

6. It's the economy, stupid

Es ist die Jugendarbeitslosigkeit, die viele Experten, mit denen ich spreche, als das eigentliche Problem Äthiopiens sehen, denn viele *leader*, wie sich Eliten hier gerne nennen, wollen Kapital aus der Perspektivlosigkeit ihrer Anhänger schlagen: Sie reden ihnen ein, die jeweils andere Ethnie oder Religion sei schuld an ihrem Elend. Dabei ist es eher die ineffiziente Wirtschaft Äthiopiens, die kaum Jobs schafft.

In der Arsi-Zone, südlich von Addis Abeba in der Oromo-Region gelegen, sitzt Bamud Bonso, in einem kleinen Restaurant, mitten im Dorfkern von Sagure. Die Wände sind hier aus unverputztem Beton, im Innenraum stehen Plastikstühle an Plastiktischen. Der Laden ist vollbesetzt, manche warten draußen, bis Platz ist. Und das, obwohl heute nicht mal Markt ist. Gemeinsam mit vier anderen vormals arbeitslosen Uniabsolventen – einem Volkswirt, einem Agrarökonom und zweien, die wie er Betriebswirtschaft studierten – eröffnete Bamud das Restaurant vor drei Monaten. Die Regierung überließ ihnen damals als Unterstützung ein Grundstück in bester Lage zum Schnäppchenpreis. Denn sie weiß, wie groß der Unmut ist.

Bamud selbst wuchs hier auf: in der Arsi- Zone. Sein Vater starb, als er noch ein Kleinkind war und so zogen er und seine beiden Geschwister zu den Großeltern. Die waren noch recht fit und konnten die Familie ernähren. Bamuds Großvater sagte ihm, er solle auf die Uni gehen, damit er später mehr Geld verdienen könne, so erzählt er es. Also ging er in Adama auf die Universität und studierte drei Jahre lang Betriebswirtschaft. Als er fertig war, da wollte er sich auf Stellen bewerben: Zwei Jahre lang sei er nach seinem Abschluss alle paar Wochen nach Addis Abeba oder Adama reingefahren, habe sich bei Hotels, Banken und überhaupt bei allen Unternehmen, die ihm so in den Sinn kamen, beworben und habe nur Absagen bekommen. „Du glaubst nicht, wie erniedrigend das ist, wenn du dann immer wieder nach Hause kommst und zugeben musst, dass du wieder gar nichts erreicht hast.“ Immer wieder, über Jahre. Hier in seiner Region, da geht es vielen jungen Menschen so.

Vor rund 25 Jahren, da begann die äthiopische Regierung damit, reihenweise staatliche Universitäten hochzuziehen, an denen Studierende weitestgehend von den Studiengebühren befreit wurden. Das habe dazu geführt, dass immer mehr Menschen auf die Universitäten gegangen sind, auch aus den ländlichen Regionen.

Denn hier, wo die allermeisten von der Landwirtschaft leben und die Geburtenrate hoch ist, da können Kinder nicht einfach immer weiter die Bauernhöfe von ihren Eltern übernehmen. Bamud, der nur zwei Geschwister hat, ist in einer verhältnismäßig kleinen Familie aufgewachsen, die durchschnittliche Geburtenrate in Äthiopien liegt bei über vier Kindern pro Frau.⁹ Und so machten sich viele junge Menschen Hoffnung, wenn sie auf die Uni gingen, dann würde es ihnen einmal besser gehen, als ihren Eltern.

Aber bislang schafft die in Äthiopien schlecht entwickelte Wirtschaft es nicht, der Jugend irgendeine Perspektive zu geben. „Viele meiner Freunde, die keine Möglichkeit hatten an Geld zu kommen, haben dumme Dinge gemacht“, sagt Bamud. Manche wurde kriminell, erzählt er, Bamud aber wollte keinen Ärger bekommen, also hielt er sich da raus. „Aber, wenn irgendwo ein Protest war, dann bin ich immer hingegangen“, sagt er: gegen die Regierung, für die Oromo.

Es sind Oromo wie Bamud, die Jawar Mohammed aufwiegelt. „Aber seit ich das Restaurant hier gegründet habe, merke ich es gar nicht, wenn draußen ein Protest vorbeigeht“, sagt er und lächelt. Er sei zu beschäftigt. Was er heute von Jawar Mohammed halte? Er weicht ein wenig aus, bis er schließlich sagt: „Mir ist eigentlich nur wichtig, dass es hier friedlich bleibt.“

Bamud und seine vier Kollegen würden das Restaurant gerne vergrößern, vielleicht eine andere Filiale eröffnen. Er könnte anderen Menschen in der Region ein Einkommen und Hoffnung verschaffen, aber es sei kaum möglich, private Investoren zu bekommen, sagt er.

7. Ein Land, zwei Wirtschaftsgeschichten

Über Äthiopien lassen sich zwei Wirtschaftsgeschichten schreiben: Die eine handelt von dem bitterarmen Land in einer der instabilsten Regionen der Welt, HDI-Ranking von 2019: Platz 173 von 189. Nur 16 Staaten auf der Welt sind also *schlechter* entwickelt.¹⁰ Das Land gilt als korrupt, hat ein notorisches Devisenproblem und

⁹ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/747550/umfrage/fertilitaetsrate-in-aethiopien/>

¹⁰ <http://hdr.undp.org/en/content/2019-human-development-index-ranking>

keinen Meereshafen. Die andere Geschichte geht so: 2002 betrug das Bruttoinlandsprodukt Äthiopiens noch 7,85 Milliarden US-Dollar. 2019 waren es 91 Milliarden US-Dollar.¹¹ Die äthiopische Wirtschaft ist eine der am schnellsten wachsenden Volkswirtschaften der Welt.

Welche von beiden Erzählungen ist nun korrekt? „Das ist eine schwierige Frage“, sagt Zerayehu Sime Eshete, Dekan der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Addis Abeba abwägend und überlegt lange. Dann sagt er: „Dass wir eines der ärmsten Länder der Welt sind, ist unbestritten. Dass wir Fortschritte machen auch, aber die Verwirrung besteht darin, wie schnell wir wachsen.“ Denn das Bruttoinlandsprodukt zu berechnen sei nun mal eine sehr komplizierte Aufgabe und zwar besonders in einem Land wie Äthiopien, wo die Behörden sich noch nicht mal sicher sind, wie viele Menschen überhaupt in dem Land leben.

Glauben Sie, die offiziellen Zahlen können stimmen?

„Nein, nie und nimmer.“

Fälscht die Regierung die Zahlen mit Absicht?

„Ich glaube, die Zentralregierung lässt sich gerne belügen.“

Zerayehu sagt, er habe das Wirtschaftswachstum der letzten Jahre mal selbst überschlagen und komme auf sieben, höchstens vielleicht acht Prozent für die letzten 15 Jahre, während die offiziellen Zahlen von etwa 11 Prozent sprechen.¹² „Ich glaube, dass die Lokalregierungen häufig geschönte Zahlen über ihre Region ausgeben, denn keiner will ja gerne hinter den anderen zurückfallen.“ Und die Regierung in Addis würde diese geschönten Zahlen nur allzu gerne übernehmen, denn das aufsehenerregende Wirtschaftswachstum der vergangenen Jahre lockt Investoren an.

11 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/331929/umfrage/bruttoinlandsprodukt-bip-von-aethiopien/>

12 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/331945/umfrage/wachstum-des-bruttoinlandsprodukts-bip-in-aethiopien/>

Wo man auch durch Addis läuft: Es wird gebaut. Hochhäuser, ein neues Terminal am Flughafen, die bestehende Stadtbahnlinie soll erweitert werden. Als vor ein paar Jahren die neue, elektrifizierte Eisenbahnstrecke von Addis Abeba nach Dschibuti eröffnet wurde, da wurde sie auch in der internationalen Presse als Zeichen des Aufschwungs für Äthiopien gefeiert.

Tatsächlich ist die Eisenbahnstrecke Äthiopiens Anschluss an den Welthandel, denn der Binnenstaat Äthiopien ist auf den Hafen von Dschibuti angewiesen. Auch Personenzüge rollen über die Linie. Der Zug fährt etwa alle zwei Tage, je Richtung. Wer wissen will, wann der Zug genau fährt, der muss auf Zugreiseblogs im Internet nachschauen, Tickets im Voraus zu kaufen ist schwer. Die Züge selbst sind dabei gut ausgelastet, mittags herrscht hier gute Stimmung: Reisende hören Musik auf ihren Handylautsprechern, es wird viel Injera mit Shiro – das äthiopische Nationalgericht – aus Plastiktüten gegessen. Es fahren Hühner mit und manchmal sind auch Ziegen dabei. Einmal habe er sogar eine Kuh im Zug gesehen, erzählt mir ein junger Polizist, der von Dire Dawa nach Addis Abeba fährt, aber das glauben ihm auch die anderen äthiopischen Mitreisenden nicht. Der Zug fährt langsam: Für eine Strecke, die so weit ist wie von Leipzig nach München, braucht der Zug etwa 12 Stunden, wenn alles gut geht. Einmal hält der Zug auf freier Strecke an und der Lockführer muss aussteigen, um ein Kamel von den Gleisen zu verscheuchen.

Viele Äthiopier haben ein ambivalentes Verhältnis zu ihrem neuen Zugsystem. In Addis ist man stolz, denn eine elektrische Eisenbahn ist in Afrika immer noch eine Rarität. Aber in den abgelegenen Regionen des Landes, etwa im Osten, wo viele Menschen ohne Strom, fließendes Wasser, geschweige denn Internet oder befestigte Straßen leben, da ist die Begeisterung über ein Eisenbahnnetz verhalten.

„In Äthiopien sehen wir ein Problem, was wir leider in Afrika immer wieder beobachten müssen“, sagt der Wirtschaftswissenschaftler Zerayehu: *Wrong Sequences*, die falsche Reihenfolge. Denn bevor Addis Abeba eine Stadtbahn bekommt, sollten kleinere Städte in der Somali-Provinz erstmal Straßen bekommen; bevor Äthiopien eine elektrifizierte Bahntrasse bekommt, brauchen Dörfer in der Afar-Region erstmal Strom.

„Verstehen Sie mich bitte nicht falsch“, sagt Zerayehu, „ich bin überhaupt nicht gegen große Infrastrukturprojekte.“ Nur sei die positive Auswirkung auf das Wirtschaftswachstum überschaubar, ganz zu schweigen von Auswirkungen auf die Lebensqualität der Bürger. Dafür ist Äthiopien jetzt hoch verschuldet. Allein die Auslandsschulden sind seit 2016 um ein Viertel gestiegen und stehen im Moment bei 27 Milliarden Dollar. Die Hälfte davon bei China. Insgesamt steht der Schuldenstand bei mittlerweile mehr als 60 Prozent des Bruttoinlandsproduktes.¹³ Und ab 60 Prozent Staatsschulden – so eine ökonomische Faustregel – droht eine ernste Krise. Noch mehr in Äthiopien, denn das Land plagt ein gigantisches Außenhandelsdefizit. Das ist einer der Gründe für die schlechte Devisenlage in Äthiopien.

Manche Leute sagen, dass Äthiopien, in dem der Weltmarkt einen unerschöpflichen Pool an billigster Arbeitskraft findet, den chinesischen Weg gehen könnte: sich erst als Werkbank der Welt etablieren und sich dann langsam zu einem Technologiestandort hocharbeiten. Aber Zerayehu glaubt nicht so ganz daran. Es gebe zwei Unterschiede zu China: „Zum einen hatten die Chinesen den unbedingten Willen zum Aufstieg, während unsere leader in erster Linie ihren eigenen Profit oder im besten Fall den Profit ihrer Ethnie im Blick haben.“ Klar gebe Abiy eine neue Linie vor, aber das heißt nicht, dass jeder Beamte auch wirklich mitzieht, geschweige denn von den Provinzregierungen. „Und zweitens fehlt unserer Regierung auch einfach die ökonomische Expertise.“

Zerayehu, einer der besten Ökonomen des Landes, könnte stundenlang darüber referieren, wo die äthiopische Regierung schon überall *economically stupid decisions* getroffen habe. Ein Beispiel: Weil Äthiopien notorisch knapp an Devisen ist, baute die Regierung in den letzten Jahren über das ganze Land verteilt riesige Industrieparks, wo sich internationale Unternehmen ansiedeln sollten, um für den Export zu produzieren. Aber schnell stellte sich heraus, dass viele Unternehmen, die dort produzieren, selbst die Rohstoffe importieren müssen, die sie weiterverarbeiten wollen. Also half die Regierung den Unternehmen, die sich dort ansiedelten, dabei, Devisen zu beschaffen – mit dem Ergebnis, dass Unternehmer, die nicht in den Industrieparks sind, jetzt noch schwieriger an Devisen kommen, so erzählt es Zerayehu.

13 <https://www.bloomberg.com/news/articles/2020-01-21/ethiopia-s-privatization-push-aims-to-raise-7-5-billion>

Ohnehin: Zwar will Abiy mit seiner Liberalisierungspolitik die äthiopische Privatwirtschaft ankurbeln – *Ethiopia is open for business* – aber wer sich hier in Äthiopien mit Geschäftsleuten unterhält, der bekommt schon mal zu hören: „Wenn ich könnte, dann würde ich sofort gehen.“ Das sagt Nabo, ein japanischer Geschäftsmann, Mitte 30, der schon in Indonesien Geschäfte gemacht hat. Vor drei Jahren ist Nabo nach Äthiopien gekommen, um in einem kleinen Ort in der Nähe von Hawassa eine Molkerei aufzubauen. Wie jeder Ausländer, der hier investieren will, musste Nabo dafür zunächst 250.000 US-Dollar auf ein äthiopisches Konto überweisen.

Nabo erzählt seine Geschichte so: Bevor er die 250.000 US-Dollar nach Äthiopien überwies, sicherten die zuständigen Behörden ihm zu, ihn zu unterstützen. Aber sobald er das Geld überwiesen habe, hätten die Behörden auf Durchzug geschaltet. So wollte Nabo für seine Industrieanlage Solarpanele installieren, um besser gegen die ständigen Stromausfälle gewappnet zu sein. Tatsächlich fällt selbst in Addis Abeba täglich mindestens einmal am Tag der Strom aus, in provinziellen Gegenden ist die Lage oft noch schlimmer. In Japan kennt Nabo einen Hersteller von Solarzellen, der ihm einen guten Preis machen konnte, doch die Regierung untersagte ihm, die Solarzellen bei einem ausländischen Hersteller zu erwerben. Im Moment versucht Nabo ein Gelände für seine Fabrik zu kaufen, aber auf dem Gebiet lassen benachbarte Farmer ihre Kühe weiden und Nabo fürchtet den Konflikt. Also bat er die Lokalregierung, mit den Farmern eine Lösung zu finden, bevor er das Grundstück bezahlt, doch die Behörden würden ihn einfach ignorieren.

Nabo sitzt auf der Terrasse seines Hostels in Addis Abeba und raucht eine Zigarette nach der anderen. In der Auffahrt parkt sein Toyota Hilux – das Personal kennt ihn gut, Nabo scherzt mit ihnen auf Amharisch, er ist Stammgast. Nabo kommt alle paar Wochen nach Addis Abeba reingefahren, um auf Mitarbeiter des Wirtschaftsministeriums einzureden. „Ehrlich gesagt glaube ich, dass die Regierung nur meine US-Dollar wollte“, sagt Nabo und lacht seine Raucherlache. Die darf Nabo jetzt nicht mehr aus dem Land wegüberweisen. Ihm sei klar gewesen, dass die Infrastruktur in Äthiopien schlecht ausgebaut sei und dass es hier kaum qualifiziertes Personal gebe. „Aber das mit Abstand größte Problem ist die Bürokratie.“ Aber was

ist mit den ganzen Reformen, die Abiy vor zwei Jahren angestoßen hat und dem Kampf gegen Korruption? Nabo lacht. Das dauere, bis sich so ein Kulturwandel bis in die letzte Provinz herumgesprochen hat. Nabo kann etliche solcher Geschichten erzählen, die von ausländischen Investoren handeln und äthiopischen Behörden, die nicht fähig oder nicht gewillt sind, die Investoren zu unterstützen. Prüfen kann ich sie nicht. Aber es gibt international Indikatoren, die Nabos Aussagen stützen: So listet die Weltbank in ihrem aktuellen Ease of doing Business Index Äthiopien nur auf Rang 159 von 190. In der Kategorie Starting a Business sogar nur auf Rang 168.¹⁴ Und bei Transparency International, einer auf Korruptionsanalyse spezialisierten NGO, bekommt Äthiopien im aktuellen Ranking nur 37 von 100 möglichen Punkten.¹⁵ 2018, als Abiy übernahm, waren es noch 34 Punkte. Es tut sich also was – aber nur sehr langsam. Wirtschaftsprofessor Zerayehu drückt es so aus: Auf der Makroebene hat Abiy den Wandel eingeleitet, es würde nur lange dauern, bis der sich bis in die Mikroebene ausgebreitet hat.

So hatte Abiy als eine der wichtigsten Maßnahmen angekündigt, er wolle die vielen Staatsunternehmen privatisieren. Noch immer ist Äthiopien eine der am stärksten vom Staat kontrollierten Volkswirtschaften Afrikas – ein Relikt aus den Zeiten, als Äthiopien zwischen 1974 und 1991 von den Marxistisch-Leninistischen Derg regiert wurde. „Aber das ist auch schon bald 30 Jahre her und wir benutzen das immer noch als Entschuldigung für unsere veraltete Wirtschaftsstruktur.“

Aber Abiy, der alles anders machen will, hat auch das mittlerweile über den Haufen geworfen. „Mein Modell ist der Kapitalismus“, sagte Abiy in einem Interview mit der *Financial Times*.¹⁶ Also kündigte die Regierung an, ihre Staatsunternehmen zu verkaufen: die Zuckerindustrie, den Kommunikationsmonopolisten und natürlich Infrastruktur. 7,5 Milliarden Dollar¹⁷ soll das in die Staatskasse bringen. Das Kronjuwel Ethiopian Airlines soll dabei allerdings weiter in Staatshand bleiben – wohl auch, weil Ethiopian Airlines den Äthiopiern zuverlässig Devisen einbringt. Und die Banken, die sollen auch nicht privatisiert werden. Wirtschaftsprofessor Zerayehu

14 <https://www.doingbusiness.org/en/data/exploreconomies/ethiopia>

15 <https://www.transparency.org/country/ETH>

16 <https://www.ft.com/content/433dfa88-36d0-11e9-bb0c-42459962a812>

17 <https://www.bloomberg.com/news/articles/2020-01-21/ethiopia-s-privatization-push-aims-to-raise-7-5-billion>

glaubt, weil der äthiopische Staat seine Staatsbanken brauche, um überhaupt noch an frisches Geld heranzukommen.

Dabei dauert die Privatisierung länger an als geplant. Ethio Telecom beispielsweise hätte bereits im Jahr 2019 verkauft werden sollen, aber der Verkauf ist noch immer nicht abgeschlossen. Erst vor ein paar Wochen, erzählt Zerayehu, sei eine Gruppe von japanischen Investoren zu ihm gekommen. Sie waren an Ethio Telecom interessiert, dem äthiopischen Telekommunikationsmonopolisten. Aber die Regierung habe ihnen keine ausreichenden Auskünfte gegeben. Deshalb sind sie zu Zerayehu gekommen. „Das ist was ich damit meine: Selbst wenn die Regierung wirklich Wirtschaftsreformen durchführen wollte, dann hätte sie nicht die Kapazität dazu.“

Wie häufig hat die Regierung Sie denn schon um Hilfe gebeten?

„Noch nie.“

Und Ihre Kollegen an anderen Instituten?

„Ich kenne keinen Wirtschaftswissenschaftler, den die Regierung bislang konsultiert hat.“

Äthiopiens Volkswirtschaft als hoffnungslosen Fall dazustellen, wäre falsch. Vielmehr scheint das Land ein Problem mit Expertise zu haben. Daran haben auch die dutzenden staatlichen Universitäten nichts geändert, die Äthiopien in den vergangenen 20 Jahren aus dem Boden gestampft hat. Denn diese neuen Universitäten sind miserabel, das erzählt mir jeder, mit dem ich spreche. Auch Zerayehu sagt das. Absolventen, die gerade erst von der Uni gekommen sind, würden gleich wieder als Lehrkräfte eingesetzt. Der Staat legt noch immer fest, wer was studieren darf. „Dabei ist das natürlich der effektivste Weg, um unmotivierte Studenten zu schaffen.“ Und es gibt einfach keine privaten Wirtschaftsunternehmen, die all diese Universitätsabsolventen aufnehmen können, sagt er. Es gibt offizielle Arbeitslosenstatistiken, aber keiner glaubt denen. Zerayehu hat eine andere Zahl parat: Er hat sich mal angeschaut, wie viele Absolventen der Universität Addis Abeba

ein Jahr nach ihrem Abschluss einen Job finden: Es sind 40 Prozent. Und das obwohl es eine der besten Universitäten des Landes ist und die Hauptstadt überdurchschnittlich viele Jobs an Akademiker zu vergeben hat. „Früher hatten wir Arbeitslose“, sagt Zerayehu, „jetzt haben wir gut ausgebildete Arbeitslose.“

Dabei gibt es sie: Die motivierten, jungen Menschen, die im Ausland gelebt haben und neue Ideen nach Hause mitbringen. Und einige von diesen Menschen sitzen im vierten und fünften Stockwerk eines Hochhauses in Addis Abeba und starren auf superdünne, silberne Laptops. Iceaddis heißt dieser Coworking Space, in dem jeden Tag rund 35 Leute an Projekten arbeiten, wie Markos Lemma sagt. Markos Lemma hat diesen Coworking-Space gegründet, in dem sich Startups entwickeln sollen, aber das meiste Geld machen Lemma und seine Geschäftspartner, indem sie andere Startups beraten. Fragt man Lemma, dessen Job es gewissermaßen ist, Firmen in Äthiopien zu gründen, was das größte Hemmnis für die Privatwirtschaft ist, dann antwortet er ohne zu überlegen: „Dass es keine Investoren gibt.“

Die verflixte 250.000-US-Dollar-Regel zum Beispiel, die schon den japanischen Geschäftsmann Nabo an Äthiopien fesselt, die behindere auch äthiopische Unternehmer, sagt Lemma. Einmal, da hatte er ein paar Unternehmer in seinem Programm, die eine Autovermittlungsplattform gründen wollten. Das Potential auf dem äthiopischen Markt schätzte Lemma als riesig ein, sogar ausländische Investoren wollten einsteigen. „Aber kaum ein Startup in Äthiopien braucht 250.000 Dollar“, sagt er. Das Autovergleichsportal hat kein Geld bekommen, genau wie Dutzende andere Unternehmen, für die Ausländer sich interessiert haben – weil die offiziellen Regeln eine unrealistisch hohe Menge an Geld von Ausländern fordern, die in Äthiopien investieren wollen. Das Gespräch mit Lemma findet in seinem Coworking Space statt, er hat sein MacBook Pro vor sich geöffnet, immer mal wieder tippt er schnell etwas bei Google ein, wenn er sich bei einer Aussage nicht ganz sicher ist. Um ihn herum sitzen seine Kollegen, aber die scheinen sich nicht daran zu stören, dass wir uns unterhalten.

„Warum eigentlich 250.000 Dollar und nicht 200.000 oder 300.000?“, fragt Lemma unvermittelt über seinen Laptop hinweg seinen Geschäftspartner, der während des ganzen Gesprächs neben uns sitzt. „Das habe ich mich auch gerade gefragt“, sagt

der und die beiden fangen an, in makellosem Englisch darüber zu diskutieren, aber je länger sie drüber diskutieren, desto mehr kommt ihnen in den Sinn, dass das eigentliche Problem doch eher die Behörden und ihre ausufernde Bürokratie sind.

„Vergangenes Jahr erst hatten wir ein Startup, das für eine Anwendung GPS-Geräte importieren wollte, aber das hat keine Genehmigung bekommen“, sagt Lemma und ein paar Wochen später habe er von einem vergleichbaren Fall gehört, in dem ein Unternehmen genau die Genehmigung bekommen hat, die das Startup aus seinem Inkubator nicht bekommen hat.

Korruption?

„Nicht unbedingt“, sagt Lemma, „häufig sind Regeln auch einfach nur Willkür.“

Redet man zwei Jahre nachdem Abiy das Ministerpräsidentenamt übernommen hat mit Menschen aus der Privatwirtschaft, dann ergibt sich dieses Bild: Natürlich habe Abiy neue Impulse gesetzt, aber er ist auch eben erst zwei Jahre im Amt und die äthiopische Wirtschaft hat schließlich eine Jahrzehntealte sozialistische Prägung und ist seit jeher auf Landwirtschaft ausgelegt.

8. Der äthiopische Boden: fruchtbar, aber ungenutzt

Überhaupt: die Landwirtschaft. Immerhin 80 Prozent der Einwohner Äthiopiens leben von der Landwirtschaft, viele von ihnen in Subsistenzwirtschaft. 4,5 Millionen Tonnen Weizen stellt das Land im Jahr selbst her, 1,6 Millionen Tonnen muss das Land importieren. Während Hungersnöten auch schon mal wesentlich mehr. Dabei ist es nicht so, als gäben die Böden nicht mehr her. Im Gegenteil: äthiopischer Boden ist sogar recht fruchtbar und könnte die knapp 100 Millionen Einwohner problemlos versorgen, sagen Experten, nur ist das Problem: Die äthiopische Landwirtschaft ist technologisch völlig unterentwickelt, die Produktionsmethoden sind veraltet und ineffizient. Auf einem Hektar gewinnen äthiopische Landwirte durchschnittlich 2,7 Tonnen Weizen. Zum Vergleich: Beim Nachbar Kenia sind es rund vier bis fünf

Tonnen, in Deutschland müssen es schon acht Tonnen sein, um überhaupt profitabel zu sein.

Die Landwirtschaft muss modernisiert werden, das war auch eines der wichtigsten Anliegen der neuen Regierung. Auch hier will Abiy die Wirtschaft, die auch noch Jahrzehnte nach dem Zusammenfall des sozialistischen Regimes noch sozialistische Strukturen hat, in die Marktwirtschaft überführen. So sind etwa 60 Prozent der Bauern in Kooperativen organisiert.

Kooperativen, wie die Saatgutkooperative Tukutakar, mitten in der Arsi-Zone. Die Mitglieder der Kooperative stehen neben einer Scheune, in der die Kooperation ihre moderne Saatgutreinigungsanlage unterbringt. Draußen ist es grün und hügelig. Die Arsi-Zone gilt auch als Kornkammer Äthiopiens. Drinnen in der Scheune dröhnt die Anlage und reinigt das Saatgut der Mitglieder der Saatgutkooperative.

Früher, so erzählt etwa Keeysan, ein alter Mann im roten Gewand, seien die Kooperativen hauptsächlich ein Instrument gewesen, um die Äthiopier unter Kontrolle zu halten. So wurden früher etwa die Vorsitzenden der Kooperativen von der Regierung bestimmt und machten den Bauern Vorgaben, wieviel so wovon zu produzieren hätten. Aber seit Abiy die Liberalisierung der Wirtschaft vorantreibt, hat sich auch die Rolle der Kooperativen geändert: Ihren Chef wählen sie nun selber und ihre Aufgabe besteht heute mehr darin, Produktionsmaschinen zu beschaffen, die sich die Bauern alleine nicht leisten könnten. Deutsche Entwicklungshelfer stellten ihnen diese Saatgutreinigungsmaschine zur Verfügung.

Früher hätten Keeysan und seine Familie in großer Armut gelebt, erzählt er, aber seitdem Abiy im Amt ist und seine Kooperative nicht mehr Unterdrückungsinstrument des Staates ist, sondern den Bauern tatsächlich dabei hilft, ihr Saatgut zu optimieren, haben Keeysan und seine Familie ein sichereres Einkommen. Heute könne er es sich leisten, mehr von seinem Einkommen zurückzulegen und seinen Kindern so später eine gute Ausbildung ermöglichen, hofft er.

Schon heute schafft die ineffiziente äthiopische Landwirtschaft es nicht, die 100 Millionen Bürger des Landes zuverlässig zu ernähren. Bis 2050 sollen in Äthiopien

aber rund 200 Millionen Menschen leben. Nur wenn sich die äthiopische Landwirtschaft radikal modernisiert, wird sie die Bevölkerung ernähren können. Und so will Abiy die Landwirtschaft nicht nur demokratisieren, er will sie vor allem mit modernen Produktionsmitteln ausstatten. Doch dabei ist das Land auf ausländische Unterstützung angewiesen, auf Entwicklungshelfer wie Markus Schmid. Markus Schmid arbeitet für die Deutsche Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ). Eine GmbH, die im Auftrag der Bundesrepublik Entwicklungsprojekte in der ganzen Welt durchführt.

Schmid sitzt auf der Rückbank von einem dieser weißen Toyota-SUVs, die Entwicklungshelfer so gerne fahren. Schmid ist auf dem Weg zu einem Trainingszentrum, das die GIZ gemeinsam mit der äthiopischen Regierung in der Arsi-Zone betreibt. Schmid's Wagen fährt vorbei an Wellblechhütten, vor denen teilweise opulente Tore stehen. Große Tore sind ein Zeichen von Wohlstand und hier, südlich von Addis, wo der Boden so fruchtbar ist, da gibt es einige, die ihren relativen Wohlstand zeigen möchten.

Schmid's Wagen biegt rechts ein in das Agricultural Training Centre und Schmid steigt aus seinem Auto neben einer senegalesischen Dattelpalme aus. „Her Excellen Mrs. Ilse Aigner“, steht darunter an einem Schild, denn die Palme wurde 2013 gepflanzt als die damalige Landwirtschaftsministerin zu Besuch war. Äthiopien spielt für die deutsche Entwicklungszusammenarbeit in Afrika traditionell eine große Rolle.

Neben der Dattelpalme für ihre Exzellenz stehen rund ein Dutzend Männer im Halbkreis um einen Traktor herum. Sie tragen gelbe Warnwesten, türkise Helme und schauen still auf einen Traktor mit geöffneter Motorhaube. Auf dem Fahrersitz des Traktors sitzt ihr Lehrer, der wild gestikuliert und ihnen erklären will, wie diese Maschinen funktionieren. Nur fünf Prozent der Bauern hätten Zugang zu Traktoren, schätzt Schmid und in Ausbildungszentren wie diesen, versucht die Regierung im Moment, diese Quote zu erhöhen. Die Männer, die hier um die Traktoren herumstehen, sollen in drei Monaten lernen, wie sie mit einem Traktor umgehen sollen. Die meisten von ihnen haben gerade die achte Klasse abgeschlossen und sind noch junge Männer.

Wenn sie fertig sind, dann sollen sie als selbstständige *Service Provider* arbeiten. Sie werden bei den Bauern in der Region anrücken und mit geliehenen Traktoren die Felder bearbeiten, wo früher noch der Einsatz von Menschen und Tieren benötigt wurde. Um rund 30 Prozent soll damit der Ertrag der Landwirtschaft gesteigert werden können, erhofft sich die Regierung. Rund 130 Euro können sie mit der Arbeit dann in der Hochsaison verdienen – für die ländliche Region in Äthiopien ist das kein schlechter Lohn, denn hier gibt es viele Menschen, die für einen Lohn von rund 30 Euro im Monat arbeiten.

Bevor Abiy das Premierministeramt übernahm, wurden in dem Trainingszentrum noch vornehmlich Menschen ausgebildet, die für die Regierung als staatliche Berater arbeiteten. Aber seitdem Abiy Äthiopien in die Privatwirtschaft überführen will, bildet die Regierung hier kleine, selbstständige Unternehmer aus, die eine privatwirtschaftliche Agrarökonomie anschieben sollen. 70.000 Bauern würden sie so indirekt mit Traktoren versorgen. In der gesamten Arsi-Region gibt es jedoch 300.000 Bauern.

Wie lange es wohl noch dauern wird, bis die äthiopische Landwirtschaft flächendeckend mit Traktoren versorgt ist? „30-40 Jahre vielleicht“, sagt er und denkt dann selbst nochmal kurz drüber nach. „Naja, das ist jetzt aber auch sehr optimistisch geschätzt.“ Denn das Problem ist nicht nur, dass Menschen ausgebildet werden müssen, die Traktoren bedienen können: Traktoren, wie Maschinen überhaupt, sind in Äthiopien schwer zu beschaffen. Hier gibt es kaum nennenswerte Industriebetriebe, die landwirtschaftliche Produktionsmaschinen selbst herstellen können. Die Zölle für Importe sind oft hoch, Geschäftsleute klagen über teilweise haarsträubende Auflagen für Importe aus dem Ausland. Aber das vielleicht größte Problem: In Äthiopien fehlt es an Devisen. Das Land hat kaum Rohstoffe, die es exportieren kann, um an Devisen zu kommen. Seit einigen Jahren versucht Äthiopien, sich verstärkt als Reiseziel für Europäer und Amerikaner zu vermarkten. Auch das verspricht Devisen – die aber bis heute noch immer Mangelware sind. Deshalb wird einem jeder Taxifahrer in Addis Abeba einen besseren Preis geben, wenn man ihn in Euro bezahlt.

Es gibt Leute, die erkennen in dieser Not ein Geschäftsmodell, Leute wie Alamuya. Alamuya war über Jahre hinweg Chauffeur, manchmal chauffierte er auch Entwicklungshelfer durch seine Heimatregion und sah dabei, wie die Bauern in der Region ohne technische Hilfsmittel ihre Äcker bestellten. Dabei fiel ihm auf, wie viele Samen sie dadurch verschwenden. Alamuya hatte eine Idee für eine Maschine, die das Sähen effizienter machen könnte. Er fuhr zum nächsten Dorf, suchte einen Laden, in dem er Eisenstangen kaufen konnte und schweißte sie zu einer Art Anhänger zusammen, der erst den Boden aufreißt und dann das Saatgut in einer Reihe in den Boden fallen lässt.

Heute steht Alamuya in seiner Werkstatt, hinter ihm schweißen Mitarbeiter blaues Metall zu *Alamuya Roseeding Maschinen* zusammen. 40 Prozent weniger Saatgut würden Bauern mit seiner Maschine verbrauchen. Er holt sein Handy raus, um ein Video zu zeigen: Man sieht, wie ein Ochse seine Maschine durch einen Acker zieht. Alamuya ist stolz auf seine Maschine, mit der er schon Innovationspreise gewonnen hat. Deutsche Entwicklungshelfer haben direkt 300 Maschinen bei ihm bestellt. Die Heineken-Brauerei, die in Äthiopien eine Reihe von Bieren braut, überlegt gerade Alamuyas Sämaschine für ihre Vertragsbauern anzuschaffen. Aber wenn Alamuya versucht, seine Maschinen an die Bauern in seiner Region zu verkaufen, dann sind viele skeptisch, erzählt er.

„Wenn Bauern in der Region große Maschinen sehen, dann wollen sie die sofort haben“, sagt auch Entwicklungshelfer Schmid, aber die Bauern von unspektakulären Maschinen, wie der von Alamuya, zu überzeugen, sei manchmal schwierig. Für Schmid sind das noch die Überreste einer sozialistisch geprägten Landwirtschaft. Früher, da stellte der Staat den Bauern die Produktionsmittel zur Verfügung und gab auch vor, was sie zu produzieren hatten.

Aber in Abiys Vision soll das mehr und mehr der freie Markt regeln, doch die vielen staatlichen Vorgaben, die noch die Überbleibsel einer staatlich gelenkten Wirtschaft sind, verschrecken nicht nur ausländische Investoren, sondern belasten auch kleine Unternehmer, wie Yehenew Nibret.

Yehenew leitet eine Keksfabrik des äthiopischen Mischkonzerns Addis Dallas Industries. Das Dallas im Namen ist ein Hinweis darauf, woher ein Teil des Geldes kam: von einem vermögenden Äthiopier, der ein Teil der riesigen äthiopischen Diaspora ist, die vor allem aus den USA und Europa viel Geld in die alte Heimat überweisen und damit zu einem der wichtigsten Financiers der äthiopischen Wirtschaft geworden sind.

16 Tonnen Kekse laufen hier vom Band, 330 Leute arbeiten hier und die einfachsten unter ihnen verdienen im Monat 30 Euro. Yehenew läuft durch die Produktionsanlage, in der fast nur chinesische Maschinen stehen. Die seien weniger komplex als etwa deutsche Maschinen und wesentlich einfacher zu reparieren, sagt er. Aber Yehenew hat ein Problem: Seine Maschinen sind nur zu 60 Prozent ausgelastet – denn es gibt nicht genug Weizen, den er einkaufen kann und das obwohl er seine Fabrik direkt in der Weizenproduktionsregion von Äthiopien angesiedelt hat.

„In einem anderen Land würde ich den Weizen einfach importieren“, sagt er. Aber das darf in Äthiopien nur die Regierung, keine Privatunternehmen. „So ist halt das System“, sagt er ein wenig resigniert. Yehenew geht weiter durch seine Fabrik. Vorbei an den großen Öfen, die die Kekse backen und vorbei an den Fließbändern, an denen Arbeiterinnen überprüfen, ob Form und Größe stimmen. Schließlich kommt er an der Verpackungsmaschine vorbei. Neben der Verpackungsmaschine steht ein Pappkarton, voll mit Plastikverpackungen. „Auf die hier müssen wir 30 Prozent Steuern bezahlen.“

Wer dieser Tage mit Unternehmern in Äthiopien wie dem Japaner Nabo oder mit Yehenew spricht, der findet viele von ihnen zerrissen vor. Zerrissen zwischen dem Potential, das eine der schnellst wachsenden Volkswirtschaften der Welt bietet und der irrsinnigen Bürokratie und ihren Regeln, die nicht immer eindeutig Sinn machen.

Ein letzter Stop noch in der Arsi-Zone, diesem landwirtschaftlichen Powerhouse: bei Abraham, der den kleinen Landhandel Green Solutions PLC betreibt. Schon Kilometer vor Sagure, wo Abraham seinen Landhandel betreibt, stehen am Straßenrand die Werbeschilder für Abrahams Geschäft. Er verkauft den Bauern in

der Region Pestizide und Düngemittel, er leiht ihnen Maschinen, er führt gratis Schulungen durch, für Kunden, die seine Produkte kaufen. Er sei ein Abiy-Fan, sagt er, weil er hofft, dass durch ihn endlich die Landwirtschaft modernisiert werde.

Abraham trägt eine Strickjacke über dem weißen Hemd und hat Bluetooth-Kopfhörer um den Hals hängen. Abraham ist schon viel gereist, nach Indien und nach Europa. Wie Markos Lemma gehört er einer neuen, jungen Generation von Unternehmern an, für die die wirtschaftliche Öffnung des Landes gar nicht schnell genug gehen kann. Sie sind kosmopolitisch geprägt, denken oft digital und bringen neue Ideen aus dem Ausland nach Äthiopien – vielleicht sind sie die größte Hoffnung, die die äthiopische Wirtschaft hat.

Abraham steht in seinem Konferenzraum, in dem er die lokalen Bauern schult und zeigt auf einer Flipchart seine neueste Geschäftsidee: Er will den Bauern in seiner Region Wettervorhersagen anbieten. Von 5.000 Bauern hat er dafür schon die GPS-Daten ihrer Felder eingesammelt. Er engagiert zwei Datenspezialisten, die ihm helfen sollen, mithilfe von Wetterdaten und Pflanzenwachstumsmodellen den Bauern genau zu sagen, wann sie säen, wässern oder ernten sollen. Die beiden sitzen in Addis Abeba. „Solche Fachleute kann man mit keinem Geld der Welt in so eine entlegene Region locken“, sagt er und lacht. Im Moment entwickelt er noch die Anwendung, mit denen sich Bauern besser gegen den Klimawandel schützen sollen.

Tatsächlich sieht auch die äthiopische Regierung den Klimawandel als eine der größten Bedrohungen für den Wohlstand im Land an.¹⁸ Im Dezember 2019 startete die äthiopische Regierung ihren ersten Satelliten, unterstützt von China mit Knowhow und sieben Millionen Euro. Seit ein paar Monaten kreist ETRSS-1 nun schon im Orbit und versorgt Äthiopien mit Wetterdaten. So will die Regierung demnächst vom Weltall aus die äthiopischen Felder beobachten und sehen, wo wann wieviel wächst, um in Zukunft frühzeitig zu erkennen, wann eine Hungersnot ausbricht, damit sie sich um Nahrungsmittelhilfen kümmern kann.

Und diese Hungersnöte, sagen viele, werden mehr. Die Trockenheit werde mehr, sagen andere. Der Regen werde mehr, sagen wieder andere. Und glaubt man Titike

18 <https://www.greengrowthknowledge.org/national-documents/ethiopia-growth-and-transformation-plan-ii-gtp-ii>

Kassa, dann liegen diese vielen widersprüchlichen Aussagen daran, dass bislang einfach noch kaum etwas über den Klimawandel in Äthiopien bekannt ist. Titike Kassa soll das ändern, denn er ist Meteorologe für die äthiopische Raumfahrtagentur. Er sitzt in der Lobby eines edlen Hotels in der Nähe des Flughafens und sagt: „Es gibt rund 40 Klimamodelle auf der Welt, aber tatsächlich werden die meisten von denen im globalen Norden geschrieben und das Problem mit diesen Modellen ist: Sie gelten auch vor allem für den globalen Norden.“ Titike hat am Institut für Meteorologie des Karlsruher Instituts für Technologie studiert und war schon oft in Deutschland. Er sagt: „Wenn das Institut für Meteorologie in Hamburg ein Klimamodell aufstellt, dann testen sie es auch in erster Linie an Deutschland.“ Aber vor allem Äthiopien habe ein sehr komplexes Klima, sagt er, wegen der hohen Berge und tiefen Täler im Land. Weil hier globale Wetterphänomene wie El Niño und der Indische-Ozean-Dipol große Auswirkungen hätten. Und weil der Indische Ozean sich in den vergangenen Jahren stärker erhitzt hat als andere Ozeane, sagt Titike, vermuten viele Menschen, dass auch die Effekte des Klimawandels hier in Äthiopien stärker sein werden als anderswo. „Aber die Wahrheit ist: Wir wissen es einfach nicht.“ Deshalb soll ETRSS-1 nicht der letzte Satellit sein, den die Äthiopier in den Orbit schießen. Ausgeklügeltere Satelliten sollen folgen, solche, die die Luftfeuchtigkeit und Temperaturen messen können. „Mein Traum ist es, dass wir vielleicht in 15 Jahren unser eigenes Klimamodell haben“, sagt er. Erst dann könnte man sagen, welche Auswirkungen der Klimawandel haben wird und wie stark er den Äthiopiern zusetzt.

9. Epilog

Während der letzten Tage meines Aufenthalts wird Äthiopien klar, dass noch eine ganz andere Katastrophe auf sie zurollt als die ethnischen Spannungen und der Klimawandel. Es fing im Januar an, als ein Äthiopier mir lachend im Zug erzählte, die Chinesen würden Corona haben, weil sie *alles essen* würden. Im Februar erzählte mir ein Hotelbesitzer, wenn er in seiner Booking-App Buchungen auf chinesische Namen hätte, dann würde er einfach ablehnen und lachte dabei. Asiaten, die durch Bole, den hippen In-Bezirk im Süden von Addis Abeba, liefen, trugen da schon längst Mundschutz. Schwarze können das Virus überhaupt nicht bekommen, war ein

weitverbreitetes Gerücht. Andere Gerüchte besagten, dass die Chinesen mit dem Virus gestraft würden, weil sie gottlos seien und das Virus sich dann nach Europa ausbreitete, weil die Europäer gottlos lebten. Bis in den März hinein, als dutzende Regierungen schon in den Panikmodus schalteten, da schien Äthiopien eine Insel der Glücklichen zu sein. Hatte das Virus vielleicht einfach keine Chance gegen dieses wunderbare äthiopische Klima? Wenn das Virus nach Afrika komme, dann seien die Gesundheitssysteme ganz schnell überfordert, warnte die WHO, aber das konnte die Stimmung nicht trüben.

Auch wir Ausländer saßen bis in den März hinein gerne in Restaurants und Bars und Jazzclubs und schmunzelten darüber, wie unseren Freunden daheim in Europa und Amerika immer mehr Freiheiten abhandenkamen. Und dann ging alles ganz schnell: Am 13. Februar meldeten die äthiopischen Behörden den ersten Fall. An diesem Freitagnachmittag wollte ich nach Hawassa fliegen und plötzlich sah es dort aus, wie auf den Fotos aus Europa und Asien: Mundschutz und Einweghandschuhe. Und ja: auch ein wenig Angst. Angst vor mir als Europäer. Noch am Tag bevor ich nach Hawassa geflogen bin, sagte ein Taxifahrer mir freundlich, ich solle doch bitte meine Hände desinfizieren, bevor ich in sein Taxi steige. Es sei wirklich nichts Persönliches, aber mit Weißen müsse man dieser Tage ja vorsichtig sein.

In diesen Tagen wird klar, worauf Äthiopien hier eigentlich zusteuert. „Hier bricht bald das Chaos aus“, sagt David, der Besitzer von dem wunderbaren Hostel, in dem ich meine Zeit in Addis Abeba über gewohnt habe. Hier, in *Mister Martins Cozy Place*, wie das Hostel heißt, wohnen eine Reihe von Dauergästen aus Europa und den USA, die in Addis Abeba arbeiten und alle rufen sie in diesen Tagen hektisch ihre Fluggesellschaften an und fragen, wann der nächste Flug nach Hause geht. Denn keiner weiß, was das bedeuten sollte, eine Stadt wie Addis Abeba unter Quarantäne zu stellen. Wie sollen Menschen, die von Tag zu Tag arbeiten, ihr Geld verdienen, wenn die Regierung es ihnen untersagt, auf die Straße zu gehen, fragt David sich. Wie stabil sind die Lieferketten? In den Supermärkten bilden sich lange Schlangen, die Restaurants werden plötzlich leer. Aber David, der Hostelbesitzer, fürchtet sich am meisten vor den Gerüchten über das Virus, die durch das Netz geistern. „Sogar Freunde von mir, die gebildet sind, glauben den Schwachsinn, der im Internet steht“, sagt er. Ein deutsches Touristenpärchen erzählt mir, sie seien über den Mercato

gelaufen, den großen Markt von Addis Abeba, und Leute hätten ihnen hinterhergerufen: „Corona Virus! Corona Virus!“ und „We don´t want you here!“

Was bleibt übrig, nach zwei Jahren Abiy? Die große Mehrheit meiner Gesprächspartner attestierte mir, Abiy habe einen guten Willen. Vor allem die gebildeten Äthiopier in den urbanen Zentren sehen das so. Aber viele sehen es eben auch so, dass Abiy seine Aufgaben unterschätzt habe und jetzt Äthiopien ins Chaos stürzt.

Abiy ist für sein Land eine gigantische Wette eingegangen: Zu gewinnen gibt es Demokratie und Freiheit. Aber scheitert er, dann entsteht inmitten einer der instabilsten Regionen der Welt ein neuer, 100 Millionen Einwohner schwerer Krisenherd. Und in diesen Tagen glauben viele, Abiy könne sich verzockt haben. Äthiopien im März 2020: ein hochnervöses Land.